



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Briefe
über
Portugal.

F.46

19 F 46

NK Národní knihovna ČR
Historické fondy

19F46

Národní knihovna



1002607171

XIX

F 46

11

Descrição do Reino de Portugal. por
João Nunes do Leão. Edição I. 1610.
Edição II. 1785. 4. Lisboa.

Wie Guelde sind 1797 auf Publication
Jahres 19,500 Tausend Rhen. in Zahlung
zum Jahres 5000, Grundbesitz 2 Pfund 1000,
in der Stadt, jährlich 13600 Tausend
in Zahlung. 7 Pfund 1798 - 98, auf die Stadt
von der in Zahlung. Grundbesitz und
jährlich 45000 Tausend an Guelde. In der
7 Pfund 1788 sind an Grundbesitz und Zahlung
194 Pfund 4 Tausend, Zahlung 800 Pfund 12
an der. 1600 Pfund 16 Tausend an der. 38 Pfund
6 Tausend Zahlung, 13 Tausend Zahlung, 12 Pfund
73850 Tausend, Zahlung und an der. 508 Pfund 14
Tausend, 14 Pfund 14 Tausend, 14 Pfund 14 Tausend
an der. 476 Tausend, 14 Pfund 14 Tausend, 14 Pfund 14 Tausend
14 Pfund 14 Tausend, 14 Pfund 14 Tausend, 14 Pfund 14 Tausend
21142 Tausend.

Briefe über Portugal,

nebst einem Anhang
über Brasilien.

Aus dem Französischen.

Mit Anmerkungen

herausgegeben

von

Matthias Christ. Sprengel,

Professor der Geschichte in Halle.



Leipzig,

in der Weygandschen Buchhandlung,

1782.



V o r r e d e.

Gegenwärtige Briefe, welche hier in einer deutschen Uebersetzung erscheinen, sind zuerst in England unter dem Titel *Lettres on Portugal on the Present and former state of that Kingdom*, London 1777. 8. herausgekommen. Sie sind nachher selbst in Portugal übersetzt worden, ein Zeichen, daß ihr Inhalt nicht nur ~~war~~ten die Aufmerksamkeit der Eingebornen rege machte, sondern auch von der Verfassung des Königreichs eine getreue, und mit der Wahrheit übereinstimmende Schilderung lieferte. Im Jahr 1780. ward in Paris bei Cellot eine französische Uebersetzung besorgt, die den Titel führt: *Lettres écrites de Portugal sur l'état ancien et actuel de ce Royaume traduites, de l'Anglois.* Sui-

V o r r e d e.

vies du Portrait historique de M. le Marquis de Pombal, 72 Octavseiten stark, die eigentlich bei dieser gegenwärtigen Verdeutschung zum Grunde liegt. Auch in Italien sind sie mit Beyfall aufgenommen, und Auszüge in dem Annali ecclesiastici di Firenze, allgemein gelesen worden. Also gegen Vorwürfe, die man dem Herausgeber etwa machen möchte, die deutsche Litteratur mit einem Buche vermehrt zu haben, das keine Uebersetzung verdiente, wäre er, da man es in drei Sprachen aufzunehmen für gut gefunden, ziemlichermassen gedeckt.

Aber ein Verdammungsurtheil in der Vorrede des dritten Theils, des im vorigen Jahr gedruckten Vita di Sebastiano Gioseppe di Carvalho e Melq Marchese di Pombal Conte di Oeyras, dürfte vielleicht hin und wieder Leser gegen diese Briefe einnehmen, ehe sie solche selbst gelesen, und da bereits in Herrn Hofrath Meusels historischen Litteratur, wirklich aus dieser Vorrede das nachtheilige Urtheil wiederholt worden, so sieht sich der Herausgeber um so mehr genöthigt, eine Ehrenrettung dieser neuen portugiesischen Briefe zu schreiben.

Heim

V o r r e d e .

Beim ersten Durchblättern der italienischen Lebensbeschreibung des Ministers Pombal kann man den Verfasser derselben, den über den Verfolger seines Ordens unversöhnlich erbitterten Jesuiten nicht verkennen. Pombal ist ihm nie der grosse Mann, der er wirklich war, ein Reich, das seit seiner wieder erlangten Souverainetät, in eine Dependenz andrer Art unter Jesuiten, fremden Handelsmonopolisten, und eigennützigen Freunden verfallen war, von einer zweiten ebenso unterdrückenden Sklaverei zu befreien. Pombal hat, das mit allen grossen Staatsverbessern, einem Richelieu, Peter dem Grossen, Kimenez, einem Greifensfeld und Boris Godunov gemein, daß ihre Bemühungen von ihren Zeitgenossen häufig berkannt worden, daß sie bei den Widersprüchen, die ihre Anordnungen und Neuerungen nothwendig finden müssen, und den Bemühungen ihrer kleinen und grossen Gegner ihre Pläne zu vereiteln, oft zu strenge, unrechtmäßige Mittel brauchten, ihre gutgemeinte Absichten zu erreichen, und manchem Unterthan, mancher Gesellschaft, wirklich zu gegründeten Beschwerden, Anlaß gaben. Aber deswegen war Pombal kein Tyrann, der an Menschenqualen Vergnügen fand, kein Feind der Menschen und der Religion, kein Bösewicht, der, wie in der angeführten Biographie zu häufig geschieht, nur als ein Schandfleck des menschlichen Geschlechts ge-

V o r r e d e .

geschildert zu werden verdient, und dessen Namen und Andenken man nicht mit Schmähungen genug schwärzen kann.

Um diesen desto mehr Eingang zu verschaffen, oder liefern, die gegen Pombal nicht so aufgebracht seyn können, als Glieder eines durch ihm eigentlich zerstörten Mönchsordens, auch seine Vertheidiger verdächtig zu machen, mußte ein Wurfchen niedergeschrieben werden, daß Pombals wirkliche Verdienste schildert, und dem Debit und ganzen Eindruck hinderlich seyn konnte, den die partheiisire Lebensbeschreibung machen sollte. So entstand die sechs und dreißig Seiten lange italienische Uebersetzung dieser Briefe, die übrigens Pombals Leben am Ende derselben vorzüglich trifft; daher wir es auch, weil von der größern Lebensbeschreibung, drei verschiedene Uebersetzungen von Trieste, Weimar und Leipzig aus nach einander angekündigt wurden, und diese kurze Biographie nichts neues und erhebliches enthielt *), wegge-
lassen haben.

*) Nur einen einzigen von andern Lebensbeschreibungen dieses Ministers unbemerkten Zug haben wir

V o r r e d e.

Die Anmerkungen über die Briefe selbst sind bei weiten geringfügiger als die vorhergehenden, und zeigen zu gleicher Zeit Willen und Ohnmacht des Verfassers, ein Werkchen zu verrufen, gegen welches sich doch so manche gegründete Anmerkung machen ließe, und die der Herausgeber, der aus diesen Briefen kein eigenes Werk machen konnte, auch nicht alle gehoben hat, weil die neuesten Staatsveränderungen von Portugal so selten ausser den Reichsgrenzen gehörig bekant werden, und was wir von diesem Staat und seinen Nebeländern wissen, in zerstreutem manchen Zweifel unterworfenen Fragmenten und selten zusammenpassenden Bruchstücken besteht und bestehen muß.

Unter diesen Anmerkungen über die hier übersetzten Briefe werden sogar Druckfehler gerügt, die bei Rahmen wie Tautos statt Taucos, vielleicht dem Verfasser nicht einmal aufgebürdet werden können, oder Nachlässigkeiten bei Jahrszahlen, daß der Verfasser dieser Briefe die sechszigjährige Herr-

wir darin angetroffen, daß viele während seiner Ministerschaft herausgekommene Staatschriften, gegen die Jesuiten, über die Verbesserungen des Ackerbaues ihn zum Verfasser haben.

V o r r e d e .

Herrschaft der Spanier mit dem Jahre 1626. endigen ließ, die jeder Leser so leicht selbst verbessern kann, und auch in unserer Uebersetzung S. 3. ohne Geräusch, als was hier gemacht werden mußte, verbessert worden. Die Hauptvorfälle treffen Nachlässigkeiten im Ausdruck, oft übel angebrachte Reflexionen des englischen Verfassers, seinen Bericht von der Vertreibung der Jesuiten, ihren Niederlassungen am Paraguan, und der vom Pombal wiederhergestellte Universität Coimbra, gegen welche doch keine Anzeige wirklicher Unrichtigkeiten, sondern allgemeine Rathsonnements gemacht werden, wie etwa bei Gelegenheit der Büchercensur, die Pombal der Inquisition nahm, daß seitdem eine Menge irreligiöser Schriften das Reich überschwemmt hatten, oder daß bei der Schilderung von dem Verfall des Reichs in den letzten Regierungsjahren Johann des fünften, der Tadler dieser Briefe, den blühenden Reichszustand dadurch zu erweisen sucht, daß doch unter ihm die Schatzkammer mit Balken unterstützt worden, um den Boden derselben gegen das Gewicht des brasilischen Goldes zu sichern. Manche andere Vorwürfe, die unserm unbekannten Brieffsteller gemacht werden, sind entweder ungegründet, oder seine Bemerkungen werden von andern Beobachtern des Königreichs Portugal bestätigt, z. B. daß der Infant Don Antonio unter der Regierung Johann des fünften ein besonder

Ver-

V o r r e d e.

Bergnügen an nächtlichen Schwärmereien fand, und seine Streifereien und Angriffe des Nachts die Straßen der Hauptstadt unglaublich unsicher machte, wird mit mancherlei Nebenumständen gleichfalls vom Verfasser der Relation d'un Voyage fait a Lisbonne, en 1733. et 1734. in Herrn Büschings Magazin, 12. Theil S. 244. und in dem Etat present de Portugal, vielleicht aus dieser Quelle erzählt. Die Bemerkung aber, die der Verfasser gegen S. 51. und die angebliche Gewohnheit der Grossen macht, ihre Hausbedienten als Officiers zu versorgen, und dabey in ihren Diensten zu behalten, ist die einzige wichtige, da sie einen in allen deutschen von Portugal handelnden Büchern eingewurzelten, auch hier S. 50. wiederholten Irrthum widerlegt. In Portugal ist unter dem hohen Adel gewöhnlich, Personen des niedern Adels, und von guten Familien in Diensten zu haben, so wie die fürstlichen Familien in Italien dergleichen in ihren Häusern haben, die man gemeinhin Cappe nere zu nennen pflegt. Diese warten allein bei Tische auf, weil in Portugal kein Livreebedienter im Speisesaal anders kommen darf, als wenn er von der Gesellschaft gerufen worden; und so dienten auch in den Häusern portugiesischer Grossen, Edelleute und Personen, die Officiersstellen unter den königlichen Truppen bekleideten.

V o r r e d e.

Es ist nicht zu läugnen, daß der Verfasser dieser Briefe, sich bei manchen wichtigen Vorfällen allzu kurz faßt, bei andern hingegen zuweilen seine eigenen Worte wiederholt. Eben deswegen ist der ganze achte Brief der Urschrift weggelassen; und hin und wieder sind quellenmäßige Nachrichten aus den besten Werken über Portugal, von dem Herausgeber bei Durchsicht der Uebersetzung verschiedentlich eingeschaltet worden, wovon gewiß die Erzählung vom Königsmorde im sechszehnten, und der in Deutschland noch nicht bekante Grenztractat von Pardo vom 28. März 1778. in zwölften Briefe, Liebhabern neuerer Geschichten angenehm seyn werden. Selbst Hr. Rainal, der bei der neuen Ausgabe seiner Geschichte der europäischen Besitzungen von Brasilien so genaue und fürtreffliche Nachrichten liefert, bemerkt von den Veränderungen nichts, die der Frieden zu Pardo seit 1778. in dieser Provinz gemacht hat.

Ungeachtet Brasilien am Herrn Rector Reiste in Wolfenbüttel, der 1780. Eubenas Berichte aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, mit eigenen Bemerkungen über den neuesten Zustand dieser Provinz herausgab, unter uns bereits einen genauen und allgemein bekannten sachkundigen Landesbeschreiber erhalten, so wird die diesen
Brie

V o r r e d e.

Briefen angehängte aus der neuesten Ausgabe des Abbe Raynal übersezte Nachricht von diesem Lande dem deutschen Publicum hoffentlich nicht unwillkommen seyn. Raynal hat bei diesem Abschnitte neue, und nur Schriftstellern von seiner Celebrität zugängliche Quellen benutzt, und von diesem Lande viel vorher unbekante Nachrichten mitgetheilt, daß sie als ein ganz neues Werk angesehen werden können.

Ausser den Anmerkungen unter dem Text hat der Herausgeber, der die Uebersetzung genau durchgesehen, Raynals Erzählung nur durch den Zusatz S. 228. von dem portugiesischen Guiana vermehrt, so daß der deutsche Leser hier nun an einem Orte die Beschreibung des ganzen portugiesischen America vollständig beisammen hat. An einigen Stellen sind Raynals Declamationen, womit er seine Erzählung oft so unnöthig anschwellt, abgekürzt und weggelassen, die sonderbare Rede des Pater Beira, war auch schon als ein nicht zur Sache gehöriger, und einigen Lesern vielleicht anstößiger Auswuchs, in Uebersetzung unterdrückt. Da aber ein deutscher Zeitungsschreiber der Verfasser des Courier du Bas Rhin, einem englischen Geistlichen in Newyork, nach Cornwallis Gefangennehmung in Virginien,

V o r r e d e.

ginien, einen Auszug derselben ohne seine Quelle zu nennen, im vorigen Jahre halten ließ, dieser auch hin und wieder Aufsehen gemacht, so ist sie hier nach Rainalds französischer Uebersetzung aus dem Portugiesischen unverändert mitgetheilet worden.

Briefe über Portugal.

Erster Brief.

Elisabet den 26 Jan. 1777.

Rein Staat bietet vielleicht der Geschichte so interessante Gegenstände dar, als Portugal. Es sey nun, daß man das Auge auf die verschiedenen Revolutionen, die ihn ehemals und noch gegenwärtig trafen, oder die wirklich großen Eroberungen richte, die ein Land in entfernten Welttheilen machte, daß sich kaum von der Obergewalt der Castilier, und der Mitherrschaft der Araber befreiet hatte. In sehr enge Grenzen eingeschränkt, und in dem Besitz einer sehr geringen Macht, finden wir dennoch, daß die Portugiesen die Mauren vertrieben, und sie sogar in ihr Land verfolgten, wo sie sich verschiedener wichtigen Städte in Marocco bemächtigten, von hier südwärts die lange für unschiffbar gehaltene Küste von Africa, jenseit Cap Non, dem heutigen Vorgebürge Bonador kühn beschifften, und endlich alle Negerländer vom weissen bis zum schwarzen Vorgebürge, und jenseit des Kap,

Mr. M. Portugal.

15

DATA

vom der Küste Corientes an, bis Guardafui, zu
 Sklaven und Christen, oder wo sie dies nicht
 konnten, zu Bundesgenossen und Schutzverwand-
 ten machten. Im Orient, oder wie wir es heu-
 te nennen, in Ostindien, war der Fortgang ihrer
 Waffen noch grösser, jede Küste, die jetzt von
 Europäischen Handelsnationen besucht wird, war
 ihnen bekannt, und ihre Herrschaft haben sie in
 einem Zeitraum von vierzig Jahren, von Dre-
 mus bis das lange Zeit in Fabeln verhüllte Cipan-
 go ausgebreitet.

Portugal hat zu verschiedenen Zeiten die Eins-
 brüche verschiedener Völker erfahren, und ist nach
 und nach unter die Herrschaft der Römer, Go-
 then und Mauren gerathen. Nachdem diese letz-
 tern 1139. in der Schlacht bey Campo Ourique
 geschlagen wurden, ward Don Alphonso zum Kö-
 nige von Portugal erklärt, und 1199. vom
 Pabst in dieser Würde bestätigt.

Seit dieser Zeit ward das Königreich beina-
 he vierhundert Jahre lang von seinen eigenen
 Prinzen beherrscht, und nach dem Tragischen
 Tode Don Sebastians 1578. ward die Krone
 seinem Groß-Onkel, dem Cardinal Heinrich zu
 Theil. Dieser Prinz, obgleich ausserordentlich
 gottesfürchtig und herablassend, legte dennoch
 durch seine Schwachheit und Unthätigkeit den
 Grund zu allem Elende, welches sein Vaterland
 sechzig

sechzig Jahr lang von 1580. bis 1640. erbulden mußte. Ein sicherer Beweis, daß Länder nicht dadurch regiert werden können, daß man Rosenkränze abzählt und Gebete hermurzelt, und daß ein König ein guter Mann seyn kann, ohne deswegen ein guter Fürst zu seyn. Der Cardinal König starb ohne Kinder, und weil er vernachlässiget hatte, sich einen Nachfolger zu ernennen, gerieth das Königreich unter die Vormügendheit der Spanier, welche bis 1640. im Besiz desselben blieben, da sich endlich die Portugiesen auflehnten, das spanische Joch abschüttelten, und den Don Juan, Herzog von Braganza, zum Könige erklärten, der von seinem Anherren Alfons und seiner Großmutter Catharina doppelte Rechte auf Portugal hatte, und seine Nachkommen haben seit dieser Zeit immer die Krone getragen.

Man kan den Verfall Portugals von der Zeit an rechnen, daß es eine Provinz von Spanien ward, während dieser Periode versiel die Portugiesische Marine in dessen Diensten und Vertheidigung gegen seine mächtigen Feinde. Der Handel litte so sehr, daß die Handelsflotte aus mehr als zweyhundert grossen Schiffen weniger als vormals bestand. Die Arsenale wurden von Ammunition, Artillerie und Waffen von jeder Art ausgeleert. Mehr als zwanzigtausend Stück me-

H 3

fallend

tallene Kanonen, und eine unzählige Menge eisferne wurden nach Spanien geführt. Man sah auf einmal mehr als neunhundert Kanonen auf dem grossen Plage von Sevilla mit dem portugiesischen Wappen bezeichnet. Und die Contributionen an Gelde waren so beträchtlich, daß Spanien in der kurzen Zeit von 40 Jahren, nemlich von 1584. bis 1626. mehr als zweihundert Millionen Pfasters aus Portugal zog, und alle Auflagen, die Spaniens Handels-Gewerbe zu Grunde richteten, und in Neapel, Sicilien und Catalonien den Geist des Aufruhrs entflamten, wurden in Portugal eingeführt.

Zu gleicher Zeit erklärten die Holländer den Portugiesen den Krieg, unter dem Vorwande, daß sie Unterthanen des Königs von Spanien wären, vertrieben sie von den Inseln Ceylon, Ternate und Tidor, und nahmen ihnen nach einer sechsmonatlichen Belagerung Malacca weg; wodurch nicht nur das Monopolium des Zimts, der Nelken, der Muskatnüsse und größtentheils des Pfeffers in die Hände der Holländer kam, sondern auch die königlichen Revenüen, die den ganzen Ertrag des Pfefferhandels erhielten, gewaltige Einbuße litten *).

Sie

*) Die Könige von Portugal und die nachherigen spanischen Regenten waren so sehr besorgt, ein andres
des Gewerksamte ihren Pfeffer-Debit in Europa
zu erhalt
L. W. vers

3
Sie nahmen ihnen auch die Hafen de la Mina und Arguin auf der Küste von Guinea weg, nebst Fernambuc und einem grossen Theil von Brasilien. Und obgleich Brasilien seit der Revolution wieder erobert worden ist, und die Portugiesen noch jetzt verschiedene Ueberbleibsel ihrer alten Macht in Indien haben, die in einzelnen Plätzen, Goa, Diu, einigen Factoreien auf Malabar, der Stadt Meliapur, Macao in China, und einen Theil von Timor bestehen; so litt der Handel und die Macht dieses Königreichs doch während der Zeit, da es unter der Herrschaft von Spanien blieb, einen solchen Stoß, daß es sich seit dieser Epoche in einem äußerst entkräfteten Zustande befindet.

Zweiter Brief.

Lissabon den 30 Jan. 1777.

Dieses war der schwache und unbedeutende Zustand des Königreichs, als Don Juan von Braganza den Thron bestieg. Die Kriege, die

vermindern, daß gar kein Ingwer nach Lissabon anders als in Zucker eingemacht geschickt werden durfte. Keinem Kaufmann war es einmal erlaubt, ein einziges Pfund Pfeffer aus Indien mitzunehmen, und dem König gehörte in jedem Indl

die es gezwungen führen mußte, um seine Unabhängigkeit zu behaupten, waren der Wiederherstellung des Handels und dem Ansehen des Staats sehr ungünstig, indem er zu viel gelitten hatte, um sich geschwind zu erholen.

Don Juan, welcher am Anfange dieses Jahrhunderts den Thron bestieg, war wenig geschickt, die schwankende Macht seines Königr. ichs zu befestigen. Er war einer von denen Fürsten, welche unter dem Anschein eines populären Charakters, und ohne daß sie ihre Unterthanen zu unterdrücken scheinen, sich allen Arten von Vergnügungen überlassen, und weder um das Glück des Volks, noch die wahren Vortheile des Staats besorgt sind.

Dieser Charakter des Königs, sein sonderbarer Hang zu geistlichen Ausschweifungen, wie die von ihm mit großen Kosten errichtete Patriarchatswürde, und das mit 150 Millionen Crusaden erbaute portugiesische Escorial Mafra beweisen *),

Indischen Retourschiffe ein Platz von 300 Tonnen, seinen Pfeffer zu laden. v. Pyrard Voyages aux Indes Orientales. p. 139. 175. G.

*) So pflegte auch König Johann 5. nach dem Verfasser der Relation d'un Voyage a Lisbonne en 1733. et 1734. eines Augenzeugen, im 12ten Theile von Hrn. Völkings Magazin, aus
heille

nebst einer neunjährigen Krankheit vor seinem Tode, schwächten die Regierung in allen ihren Theilen immer mehr, und das Königreich befand sich beim Antritt der Regierung des verstorbenen Königs Josephs 1750. in einem eben so kraftlosen, oder gar noch schlechteren Zustande, als unter der spanischen Herrschaft.

Der portugiesische Hof änderte sein ganzes System im Anfange der Regierung dieses Königs. Der Marquis von Pombal, welcher unter dem Namen Carvalho schon unter der vorigen Regierung ein Departement des Staats versehen hatte, ward sogleich zum Premierminister erklärt, und sah sich im Besitze des ganzen Vertrauens des Königs und einer uneingeschränkten Gewalt.

Die

heiligen Eifer, kein Auto da Fe zu verschmähen. Da diese Ceremonie zuweilen über 24 Stunden dauerte, so sahe er beim Großinquisitor den Anfang der Proceßion, und speisete während derselben, in der Kirche des heiligen Dominicus, wo die Sentenzen verkündigt wurden, konnte der König von seinem Sitze die Verhöre in der Mesa, und die Verurtheile der Unglücklichen anhören, durch Befehl nie begangener Verbrechen ihr Leben zu retten. Nachher war er beim Verbrennen der Verurtheilten persönlich gegenwärtig, und ritt in einem Mantel verhüllt von einem Scheiterhaufen zum andern.

Die Stelle eines Staatsministers ist vielleicht mit grössern Schwierigkeiten in Portugal verknüpft als an irgend einem andern europäischen Hofe, weil der politische Zustand dieses Königreichs so unbestimmt ist, und keine Uebereinstimmung unter seinen Gesetzen herrscht, die es von den Römern, den Mauren und dem Herkommen entlehnt hat. Alphonso, welcher zuerst als König von Portugal gekrönt wurde, machte mit einstimmiger Bewilligung der ganzen Nation verschiedene Verordnungen, welche als Grundgesetze des Staats aufgenommen wurden; diejenigen vornehmlich, welche die Rechte des Königreichs, und die Thronfolge betrafen. Die Verordnungen, welche die Municipal-Regierung angehen, muß man eher als Versuche ansehen, die brauchbar sind, um Gesetze darnach zu bilden, als wirklich vollkommene und vollständige Gesetze betrachten. Die römischen Gesetze scheinen den Grund der portugiesischen auszumachen, und sind dort noch immer in grossen Ansehen. In einer so wenig ausgebildeten Regierung muß es unstreitig weit mühsamer seyn, eine sichere Bahn auszuzeichnen, als in andern politischen Staaten, wo schon alles fest gegründet ist, und der Minister nur einem regulären System zu folgen braucht, um die grosse Maschine des Staats, wenn sie einmal aufgezo-gen ist, in gehöriger Bewegung zu erhalten.

Man

Man kan sich nicht besser von der Unbeständigkeit des Glücks überzeugen, als wenn man einen Blick auf den politischen Zustand von Portugal wirft. Man sieht dieses Königreich, welches vormals einen so angesehenen Rang in Europa behauptete, beinahe bis zur tiefsten Unbeträchtlichkeit herunter gesetzt. Ein Staat, welcher verschiedene Nebenländer in den verschiedenen Theilen der Welt erworben hatte, jetzt die erträglichsten davon verloren, und diese kaum schützen kann. Eine Nation, welche ihre Eroberungen in einen neuen Welttheil erstreckt, und ihrer eigenen Unabhängigkeit verlustig wird, weil selbst die Reichthümer ihrer Eroberungen der wahre Grund ihres Verfalls wurden.

Um sich von den portugiesischen Angelegenheiten einen richtigen Begriff zu machen, muß man bis auf den Zustand des Königreichs zurück gehen, da dem Marquis von Pompal das Staatsruder anvertrauet wurde.

Das Land war überhaupt nur schlecht bebauet, die Erndten waren sehr unzureichend, und selbst da, wo es bebauet war, brauchte man das Land nur, um Artikel des Luxus und Uebersusses hervor zu bringen, anstatt es zu den ersten Bedürfnissen des Lebens anzuwenden. Portugal mußte

musste alle sein Korn *) und seine Lächer von Fremden erhandeln, und die Bevölkerung nahm in demselben Verhältnisse ab, als die Produkte des Landes. Viele Tausende von Menschen wurden dem Königreiche auf diese Art entzogen, und die, welche noch blieben, nahmen täglich ab, durch die Schwierigkeit, die sie hatten, ihren Unterhalt zu finden.

Die Künste waren zu Grunde gerichtet. Die Industrie war erloschen, der Handel ganz in den Händen der Fremden, dem Könige fehlte es an Gelde, die Krone war ohne Schatz und der Staat ohne Mittel; der kriegerische Geist war verschwunden, das Königreich hatte den Namen nach eine Armee und keine Soldaten.

In Brasilien waren die Sachen eben so beschaffen. Es war dort kein ordentlicher Platz zu Bestellung des Ackerbaues, und sogar keine Art von Administration. Man verwandte nur einige Sorgfalt auf entbehrliche Produkte, mit-
lerweile daß man die einheimischen vernachlässigte. Die Schifffahrt des Landes war auf alle mögliche Art

*) Nicht alles Korn, was Portugal zu seiner eigenen Bedürfnis von auswärts erhält, wird von Fremden gekauft. Man kann eigentlich die Azoren als seine Kornkammern ansehen; und vorzüglich wird Lissabon von Terzera und Fayal mit Weizen und türkischen Korn versorgt.

Ist eingeschränkt; kein Schiff durfte eine günstige Gelegenheit nutzen, um seinen Handel allein zu machen, die Schiffe mußten in einer Flotte *) absegeln; welches verursachte, daß sie sehr oft zu spät ankamen, zu grossem Nachtheil der Eigenthümer, ohne der außerordentlichen Kosten zu erwähnen, welche die Länge der Reisen mit sich bringt.

Der geringe Vortheil, welchen man von dieser Colonie zog, ist der sicherste Beweis, daß die Verwaltung fehlerhaft war. Die Produkte einer Strecke Landes von mehr als 1200 französischen Meilen beliefen sich 1750. bey dem Tode Don Juan des fünften nur auf 22 Millionen Pfund ungeläuterten Zucker, 2000 Ballen Taback, 15000 Felle, ein wenig Cassaparilla, Caffee, Reis und Indigo; in allem nicht der hundredste

- *) Ehe der Handel gewisser Provinzen von Brasilien durch die Gesellschaften von Grampara, Maranhon und Pernambuco so sehr herunter kam, pflegten jährlich im März, zwanzig bis zwey und zwanzig Kauffarthenschiffe nach Rio Janeiro, dreißig nach Bahia, eben so viel nach Pernambuco, und sieben bis acht nach Paraíba zu gehen. Die nach Rio Janeiro und Bahia bestimmten Schiffe sind gewöhnlich von 500 Tonnen, die nach andern Häfen etwa halb so groß, weil sie nicht Wasser genug für Schiffe von grosser Ladung haben.

derselbe Theil von dem, was dies unglückliche Land natürlicher Weise hervorbringen sollte, und nur eine geringe Kleinigkeit, nach dem, was jetzt Brasilien dem Mutterlande überläßt. Dies war der Zustand von Portugal, als der verstorbene König dem Marquis von Pombal die Regierung anvertraute.

* * *

Dritter Brief.

Lissabon den 2ten Febr. 1777.

Der Ackerbau war der erste Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit des Ministers auf sich zog. Er fand ihn in dem elendesten Zustande und sogar in den ersten Grundregeln fehlerhaft. Man glaubt, daß Portugal, ehe es ein handelnder Staat wurde, nicht allein Korn genug für seine eigene Bedürfnis hervorbrachte, sondern sogar in hinlänglicher Menge, um andere Länder damit zu versorgen.

Der Tractat von 1703, durch welchen sich England verpflichtete, alle portugiesische Weine statt seiner Manufakturwaaren anzunehmen, verwandelte alle Kornfelder in Weinberge, so daß das Land mit Wein überschwemmt war, und den äußersten Mangel an Brodt litt. Marquis de Pom-

Pombal befahl, um diesem Uebel abzuhelpfen, ein Drittheil der Weine auszureißen, und Korn an dessen Stelle zu pflanzen *).

So eigenmächtig als diese Verordnung zu seyn scheint, war sie dennoch durchaus nothwendig, wenn man den Geist der portugiesischen Regierung und den Charakter des Volks in Erwägung zieht; und obgleich überhaupt Verbote dieser Art einen zu großen Zwang verursachen, so können sie doch zuweilen durch die Bedürfnisse des Staats gerechtfertiget werden, zumal wo das Land so erschöpft und abhängig ist als Portugal.
Der

- *) Der Weinbau hatte in der Provinz Estremadura sehr zugenommen, besonders in der Gegend Santaren, da man den Vortheil davon an der Südseite des Tagus sah, fleng man an, an der Nordseite zu pflanzen. Um den Ackerbau aufzuhelfen, wurden alle Weinberge an der mitternächtlichen Seite des Flusses, von Saccavenan, bis über Santaren gänzlich zerstört. Die Anzahl der Weingärten, die damals ausgerottet wurden, war so groß, daß man ihren jährlichen Ertrag auf 37000 Fuder rechnete. Damals breitete sich eine Sage aus, weil der Minister seine Weingärten in Oeyras sehr erweiterte, er habe deswegen dies Verbot ergehen lassen; weil sie seinen Weinabsatz in Oeyras nachtheilig waren. S. Nachrichten von dem portugiesischen Hofe, und der Staatsverwaltung des Grafen von Oeyras S. 133. —

Der Erfolg hat die Wahrheit dieses Satzes bestätigt; denn obgleich das Land noch nicht Korn genug zu seiner eigenen Consumtion hervorbringt, so ist es doch in diesem Stücke weit weniger von Fremden abhängig als vormalis.

Es ist eine allgemein bekante Sache, daß beinahe kein Theil von Portugal ist, welcher nicht einiger Art von Cultur fähig wäre; eine große Strecke des Königreichs, welches unbebauet liegt, könnte fleißigen Arbeitern ihre Mühe reichlich vergelten; und selbst die Felder, welche bearbeitet werden, sind bey weiten nicht so gut bestellt, als in andern Theilen von Europa. Der portugiesische Bauer kennt, (oder welches eben so viel ist) gebraucht keine von den verschiedenen Arten, das Erdreich zu verbessern. Der Mist ist der einzige Dünger, dessen er sich bedient. Die Felder, wo man einmal Korn gesäet hat, bleiben in demselben Zustande vom Vater auf den Sohn, ohne daß nur einmal daran gedacht würde, mit der Kornart abzuwechseln, welche man darauf bauet. Dies ist ein unvordenklicher Beweis, daß, wenn das Erdreich und Klima die Produkten nicht außerordentlich begünstigten, die Erndten zuletzt ganz ausbleiben müßten, und zeigt uns zugleich, was diese Ländereien einbringen könnten, wenn der Ackerbau gehörig bestellt würde.

Man

Man kann hier nicht die wunderliche Meinung anführen, daß es den südlichen Völkern durchaus an Thätigkeit des Geistes hiezu mangelt. Die Annalen von Portugal widerlegen dieses Vorurtheil, und die Tyrier sowol als die Carthaginenser, ja die Araber, unter deren Herrschaft die pyrenäische Halbinsel, an Flor und Wohlstand alle christliche Länder übertraf, geben uns einen Beweis vom Gegentheil; wir müssen daher den Grund in der Regierungsform suchen, anstatt dem Clima diesen Fehler zuzuschreiben.

So sonderbar auch diese Behauptung klingen mag, ist es doch nicht weniger gegründet, daß Portugal sich noch in einem Zustande der Kindheit befindet; und mitten unter den gesittetsten Nationen von Europa noch in grosser Barbarey steckt. Mit dem Verfall ihres Handels haben die Portugiesen den Geist der Industrie verloren, die Kenntniß der Künste, den Gebrauch ihrer Vernunft und sogar die Grundregeln der gesunden Politik.

Es ist nicht lange, so bestanden alle ihre Gartengewächse in einer schlechten Art Kohl, in Zwiebeln und Knoblauch; man kannte keine einzige Art von den vortreflichen Früchten und Gartengewächsen, welche jetzt in so grosser Verschiedenheit in Portugal zu finden sind. Nur erst im
Jahr

Jahre 1548 brachte man die Pomeranzen von China dorthin, welche jetzt beynahe wild wachsen.

Die See und die Flüsse haben einen erstaunenden Ueberfluß an den besten Fischarten; und ungeachtet des Zehnten der Geislichkeit, der Erpressungen der Aufseher des königlichen Hauses und der vielen Einschränkungen, welche den Fleiß der Fischer niederdrücken, sind die Märkte doch gut versorgt und die Fische werden in mäßigem Preise erhalten.

* * *

Vierter Brief.

Lissabon den 10ten Febr. 1777.

Der Handel zog des Ministers Aufmerksamkeit an sich, er sah wohl ein, daß ein Land, das einen größern Passiv- als Activ-Handel hat, wie dormalen der Fall mit Portugall war, nothwendig verarmen müsse.

Als patriotischer Minister suchte er die Producte seines Vaterlandes zu vermehren, und dessen Handels-Bilanz auf einen vorthellhaften Fuß zu setzen. Er fieng also an, den Geist der Industrie zu beleben, und Manufacturen zu ermuntern. Er nahm Holland zum Beispiel, dessen Klima den Künsten gar nicht günstig ist, und dessen

dessen Boden dem Geiste keine große Thätigkeit geben kann, demungeachtet hat die Industrie der Einwohner dies Land so verändert, daß der größte Ueberfluß bald dem allgemeinen Bedürfnis folgte, und daß eine ursprünglich arme, und einem mächtigen Reich unterworfenen Nation, sich jetzt in einem angesehenen Zustande befindet, und ihre Nachbarn täglich befragen müssen, ihre Ansehen und ihre Reichthümer zu vermehren.

Pombal suchte Wollen- und Seidenmanufacturen, und Glashütten anzulegen. Eine Glashütte ward 1768. bey Lissabon angefangen, wozu der König 80000 Cruzaden hergab. Der Zoll auf französische, englische und böhmische Glaswaaren ward erhöht, und als die portugiesischen Glaswaaren demungeachtet noch höher als die auswärtigen im Preise standen, so ward dieser Zoll verdoppelt, welcher zu Lissabon hundert Procent beträgt. Zu Oporto ist er geringer, aber hier kann auch nicht viel Glas abgesetzt werden. Ein Engländer führte die Aufsicht über diese Glashütte, und 1771. wurden unterschiedliche geschickte Glasmacher, nebst einem Glasschleifer und Schraubenmacher heimlich aus Böhmen nach Lissabon getockt *). Noch kosten freilich diese

*) Man sehe von Taubens Abschilderung der englischen Manufacturen und Handlung, 2ter Band S. 81. f.

diese Manufacturen dem Staate mehr als sie einbringen, aber dies ist nur ein kurzer Verlust, der in der Folge reichlich ersetzt wird. Denn durch Errichtung der Manufacturen vermehren sich die Einwohner der niedern Classen, die mit der Zeit ihren Arbeiten eine größere Vollkommenheit geben, auch wohlfeiler arbeiten werden, als man zu Anfang einer neuen Unternehmung erwarten kann.

Diese neuen Anstalten beunruhigten die englischen Kaufleute ungemein, die dergleichen für eine förmliche Uebertretung ihrer Privilegien erklärten, und sie waren sehr sinnreich, ihr Mißvergnügen bei aller Gelegenheit an den Tag zu legen. Die geringste Zwistigkeit zwischen ihnen und den Zollbedienten ward in einer weitläufigen Klage als eine große Ungerechtigkeit gegen die englische Factorie vorgestellt, und das Ministerium beider Höfe in Bewegung gesetzt.

Der Minister Pomhal antwortete in demselben Ton, und beklagte sich, daß England mehr Geld als Waaren ausführte, welches den Handelstractaten zuwider wäre. Die Factorie leugnete dieses, obgleich der Minister es aus seinen Staatsrechnungen beweisen wolte, aber die englischen Kaufleute wolten sich in diese Verweise nicht einlassen.

Wirk-

Wirklich war des Ministers Vorhaben nur
 alzumahr, und der Handel der Engländer für
 Portugal im höchsten Grad nachtheilig. Eng-
 land nahm von den Portugiesen die beiden Haupt-
 producte ihrer Colonien nicht, weder Zucker noch
 Toback, und wirklich haben die Zuckerinseln der
 Britten, und der wohlfeilere Preis ihres Zu-
 ckers, dem portugiesischen Zuckerabsatz den grös-
 sten Schaden zugefügt. Sobald Barbados an-
 gebauet ward, verminderte sich die Zuckeraus-
 fuhr von Brasilien, von 130,000 Kisten bis auf
 30000, und Madera, das nebst Wein einen
 beträchtlichen Zuckerbau hatte, hat diesen Nahr-
 rungszweig aus Mangel des Absatzes ganz aufge-
 ben müssen, und die Zuckermühlen hier sind ver-
 lassen oder verfallen. Salz, ein Hauptproduct
 des Königreichs, wovon die Nordischen Nationen
 jährlich auf 150,000 Mojos holen, und das in
 manchen Jahren in ganz neuen Zeiten auf 113
 Schiffen, bloß nach der Ostsee durch den Oresund
 gieng, dagegen in denselben Jahren nur 41
 Schiffe mit englischen, und 17 mit französischen
 Salz hieher beladen waren, holte England fast gar
 nicht, und was es von fremden Salz zum Behuf
 seiner Fischereien brauchte, ward gewöhnlich von
 den Capoverdischen Inseln geholt. Welle liefert
 Portugal zu wenig, als daß England viel davon
 ausschiffen konnte, und was davon jährlich ausser Lan-
 des geht, berechnet man gewöhnlich nur auf 12 bis
 13000

13000 Centner. Ja selbst vom Wein, worauf der englische Gesandte Methuen 1703. den vortheilhaften Handel seiner Nation gründete, kauft England in gewöhnlichen Jahren nicht vielmehr, als es vor dem Handelstractate zu nehmen pflegte. Denn nach bekant gemachten Berechnungen, erhielt England, in den vier Jahren, von 1703. jährlich 31,324 Tonnen Wein, und vier Jahr nachher nur 698 Tonnen mehr, in allen 32022 Tonnen. Diese Exporte ist auch in neuern Zeiten nicht sehr gestiegen, und nach Einfuhrlisten, die dem Parlament während des americanischen Krieges vorgelegt wurden, bekam England selber nicht mehr als 14482 Tonnen, und in Irland, wo doch stark getrunken wird, und der Wein weniger Imposten bezahlt, ward von 1764. bis 1777. an Franzwein sowol als Portugiesischen doch nicht mehr als zwischen vier und fünftausend Tonnen verzollt*), so, daß England für seine Waaren gewiß meist baares Geld aus Portugal zieht, und die brittische Factorie grosse Ursache hatte, sich nicht mit dem Minister in Handelsberechnungen einzulassen.

Indessen ist es wahr, daß der Minister die Einfuhr fremder Waaren zu vermindern suchte; welche blos dazu dienen, den Luxus und den Handel zu vermindern. *Youngs tour in Ireland. Vol. 2. p. 353.*

Müßiggang zu unterhalten, die dem Geist der Industrie, den er erregen wolte, so durchaus zuwider sind. Es war ihm nicht unbekant, daß das Volk natürlich mehr geneigt ist, sich fremder Waaren zu bedienen, welche zum Gebrauch ganz bereitet sind, und an die sie sich gewöhnt haben, als ihre eigene Manufacturen zu verbessern, welches nur langsam von statten gehen kann.

Das einzige Mittel, diese große Einfuhr einzuschränken, ohne den Tractat zu brechen, war daher, die Ausfuhr der Gold- und Silberbarren zu verbieten, ein Gesetz, welches alle andere Staaten mit einander gemein haben, und welches in Portugal nothwendiger als irgendwo ist, um die National-Industrie rege zu machen.

Die englischen Kaufleute genießen gewisse Privilegien, welche alle dem Geist der portugiesischen Regierung durchaus entgegen gesetzt zu seyn scheinen.

Sie haben das Recht, ihren eigenen Richter bey Processen zu wählen, in denen sie verwickelt werden.

Sie genießen einer völligen Accisefreiheit für alle Lebensmittel, die sie für sich, ihre Familien und Diensthoten brauchen, und man kann sie Schulden halber nicht fest nehmen.

Sie sind noch im Besitz eines andern großen Vortheils, obgleich er in keinen Tractat bestimmt ist.

ist. Dieser besteht darin, daß sie köstlichlich ein Paquetboot abschicken können, ohne es von den Zollbedienten untersuchen zu lassen. Diese Vorrechte, welche sich keinesweges mit dem Interesse des Staats vertragen, geben natürlich von beiden Seiten Anlaß zu Klagen und Zänkereien. Man gestattet dergleichen ausschließende Privilegien gar nicht in Ländern, wo man das Interesse des Handels besser einsieht. Denn die Freiheit des Handels besteht nicht darin, daß dem Kaufmann die Macht gegeben wird, alles zu thun, was ihm gefällt; und was einem Privatmanne als Zwang aufgelegt wird, kann man nicht als eine Erschwerung des Handels betrachten.

Die Kaufleute in England und Holland selber sind mehr in ihren Geschäften eingeschränkt als die englische Factorie in Lissabon; und man kann doch nicht leugnen, daß der Handel überhaupt in diesen Ländern so frey als möglich sey.

Fünfter Brief.

Lissabon den 1sten März 1777.

Wenn das Vorgeben wirklich gegründet ist, daß der englische Handel in Portugal sehr abgenommen hat, rührt es blos davon her, daß
die

Die Portugiesen den Schleichhandel von Buend's
Wepres verkoren, welcher jährlich sechzigtausend
Pfund Sterling betrug, daß sie ihren eigenen
Kornbau verbessert, selbst Fabriken und Manufac-
turen errichtet, und nicht, weil sie irgend einer
andern Nation Vorrechte verstattet haben.

Der unmittelbare Handel der Nordamerica-
ner hat auch viel dazu beigetragen, die Ausfuhr
der Engländer zu vermindern. Denn die ame-
ricanischen Schiffe bringen Korn, Mehl, Gar-
tenfrüchte, gesalzene Fische und verschiedene an-
dere Artikel, welche sonst geradezu aus den engli-
schen Häfen herbeigeführt wurden.

Der folgende Auszug aus den Registern des
Zollamts zu Lissabon, wird diese Sache besser
aufklären als alle Raisonnemens; er wird zugleich
den großen Eintheil zeigen, welchen die Engländer
noch an den Portugiesischen Handel haben.

Schiffe, welche in den Hafen von Lissabon
angekommen sind.

1774.		1775.	
Portugiesische	104	Portugiesische	121
Holländische	52	Holländische	41
Französische	43	Französische	75
Schwedische	45	Schwedische	40
Dänische	41	Dänische	28
			Spaß

Spanische	7	Spanische	9
Venetianische	4	Venetianische	4
Hamburgische	1	Danziger	1
<hr/>		<hr/>	
Total	297	Total	298
Englische	348	Englische	377

In diesem Verzeichniß sind die Schiffe, welche den Weinhandel in Oporto besorgen, nicht eingeschlossen, noch die, welche wegen des Handels von Beira nach Aveiro kommen, oder nach Siqueira wegen der Universität Coimbra und ihrer Gerichtsbarkeit, nach St. Ubes für Salz und andere Artikel, nach Sara und in die andern Hafen von Portugal. Alle diese zusammen müssen eine ansehnliche Zahl ausmachen, ich bin aber nicht im Stande, eine genaue Nachricht davon zu geben.

Es erhellt aus dem Auszuge, welchen wir von den Zollregistern gemacht haben, daß der heimischen Handel ungerechnet der Handel der Engländer in Lissabon mehr als noch einmal so viel beträgt, als der aller andern Nationen zusammen genommen.

Der Tractat von 1703. befreiete die Engländer ausschließend von allen portugiesischen Gesetzen, welche ausdrücklich die Einfuhr aller Arten von Wollenmanufacturen ohne Ausnahme

ver-

verboten. Es waren denn solche, deren Importation die Engländer zum Besten der Holländer verlangten, welche auch durch ihre Vermittelung 1705. die Erlaubniß erhielten, Wollenmanufacturen aus einigen deutschen Staaten und ihre eigenen einzuführen.

Der Handel der Engländer besteht vorzüglich in wollenen Zeugen, Flanellen, Staminen, Broguetten, Tüchern, und aller Arten wollenen Waaren, die man in Norwich, Manchester und Spitalfields verfertigt. Nach einer Berechnung, die dem Parlament 1713. vorgelegt ward, betrug der Werth aller englischen in Portugal eingeführten Wollenwaaren, 2,300,000 Pfund Sterling, und was Portugal an andern Handelswaaren aus England erhielt, 70000 Pfund. Ja der einzige Artikel von Flanellen, wovon England in manchen Jahren für 1,12820 Pf. Sterling absente, bezahlte, was es von portugiesischen Del, Salz, Früchten und andern Waaren, Wein ausgenommen, bekam. Ferner Leinwand, seidene und wollene Strümpfe, Baumwollenzeuge, und alle möglichen Waaren, die in Birmingham und Sheffield verfertigt werden. Außerdem Uhren, unverarbeitet Zinn, Blei und Kupfer, Steinkohlen, selbst Lebensmittel, die in gesalzenen Fleische, Korn, Wehl, Zwieback und Stockfisch *)

*) Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts stieg Portu

bestehen. Ueberhaupt schickt England so mancherley eigene und nordamerikanische Waaren nach Portugal, daß dieser Staat gewis 100000 englische Manufacturisten und andere Arbeiter in Nahrung und Bewegung find.

England nimmt dagegen an portugiesischen Waaren, wie oben bemerkt worden, nur wenig Artikel, Wein, Zelle, Früchte und Orseille, und manche, wie Salz *), Taback und Del, in unbeträchtlichen Quantitäten.

Portugal so gut wie Spanien seine Küstengewässer selber auf den Sandbänken von Marokko. Sie hatten 1722. fünfzig Fabriksgebiere, wie England nur noch dreißig Schiffe besaß, welche hier 3000 Tonnen Ladung zurük brachten. Anthony Packhurst, on the true State and Commodities of Newfoundland. in Hakluits Voyages. T. II. p. 132.

*) Salz geht vorzüglich nach Schottland, und Glasgow, der vornehmste Handelsort dieses Reichs erhielt 1771. an 14000 Buschel und überhaupt an portugiesischen Waaren, in diesem Jahr von Figuera, 5248 Buschel Salz, 1399 Gallons Wein, (deren 168 ein englisches Orsost machen,) von Lissabon, 1710 Buschel Salz, und 2265 Gallons Wein. Von Oporto 154000 Pfund Rott, 5400 Citronen, 26407 Gallons Wein. Von St. Ubes, 26000 Citronen, 7202 Buschel Salz, und 1135 Gallons Wein. v. Gibsons History of Glasgow. p. 214.

Es ist daher offenbar, daß Portugal eine ansehnliche Summe in Gold- und Silberbarren den Nationen, mit welchen es handelt, zuschießen muß. Längstens ist durch die Register der Flotte betrießen worden, daß in einer Zeit von sechzig Jahren bis 1756 man 105,010,000 Pf. Sterling in Portugal eingeführt hat. Und dennoch ist es eine wohlbestätigte Sache, daß sich alles Geld des Königreichs im Jahr 1754. nur auf 750000 Pfund Sterling belief; und daß zu gleicher Zeit die Nation 315000 Pfund Sterling verschuldet war *).

*) Nach den englischen Zollregistern die Sir Charles Whitworth von 1697, bis 1773. bekannt gemacht hat, verdoppelte sich gleich mit dem Jahr 1703. Englands Einfuhr in Portugal gegen die besten Jahre der vorigen Zeiten, wohin England doch wohl bisweilen wie um 1698. und 1701. für mehr als 235800 Pf. St. an Waaren ein, als ausfuhrte. Von 1703, 1764. war nur ein einziges Jahr 1756, wo Englands portugiesische Ein- und Ausfuhr sich fast balancirte, und Portugal nur für 84844 Pf. englische Waaren mehr bekam, als es mit eigenen, und brasilischen Produkten bezahlte konnte. Und nur vier Jahre dieser Periode betrug der Ueberschus der englischen Ausfuhr nicht völlig 300000 Pf. der sich im Durchschnitt gewöhnlich auf 600000 Pf. St. stieg. Von 1765, 1773. aber hat sich dieser Ueberschus über die Hälfte vermindert, und sich abwechselnd zwischen

173,164

Es ist aber wirklich offenbar, daß der englische Handel dennoch am wenigsten unvortheilhaft für die Portugiesen ist, weil eine so große Menge einheimischer Produkte, als Wein, Pomeranzen, Citronen, getrocknete Früchte und andre Landeswaaren jährlich nach England geführt werden, welches die Balance des Handels zwischen diesen beiden Nationen weit gleicher macht, als sie sonst mit irgend einem andern Volke sein könnte.

Was die Portugiesen nach Holland, Frankreich und der baltischen See führen, ist nur sehr wenig in Vergleichung dessen, was sie von dort wieder bekommen. Es ist ein großer Irrthum, wenn man England für den einzigen Abgrund hält, der die portugiesischen Waaren aufnimmt.

1773, 1764 und 1761, 1790 N. Seit dieser Zeit, wo das Whitworths Register aufhört, oder den amerikanischen Kriegen, ist der Handel noch mehr gesunken, wie Doktor Price, in seinem Essay on the population of England, p. 83. beweiset. Weil diese Bilanz den neuesten Zustand des englisch-portugiesischen Handels enthält, und an einem Orte steht, wo man sie nicht vermutet, will ich sie von daher einzurücken.

Jahr.	Engl. Einf.	Ausfuhr	U. Verschus
	n. Port.	dahin.	der letztern.
1775.	367892 Pf. Sterk.	632989	265096.
1776.	372439.	530784.	158345.
1777.	382708.	554449	171741.
1778.	340526.	420986	99360.

der das portugiesische Geld verschlingt; dieser Irrthum kömmt daher, daß die englischen Schiffe wegen ihrer bekanten Vorzüge in der Schifffahrt, beinahe einzig gebraucht werden, dieses Geld auszuführen; so, daß sie nicht allein die Gelder der Holländer und anderer handelnden Nationen nach England, sondern auch geradezu nach verschiedenen Serhäfen des mittelländischen Meers schiffen *); welches ihnen das Ansehen giebt, als ob sie einen weit größern Antheil am portugiesischen Handel hätten, als sie wirklich besitzen,

Seit einiger Zeit wird dem portugiesischen Minister der Verfall des englischen Handels in Portugal zugeschrieben. Ich kann aber versichern, daß wenn gleich der Minister völlig überzeugt war, wie unvortheilhaft dieser Handel vor Portugal sey, und sich bemühet, ihn auf einen bessern Fuß zu setzen, so war er dennoch eben so vollkommen überzeugt, daß der Handel mit England dem Reiche am wenigsten schadete, und begünstigte die Verbindung mit dieser Krone überaus sehr. Will man ihn beschuldigen, den Tractat mit England entgegen gehandelt zu haben, weil er den Ackerbau zu befördern suchte, Rün-

ste

*) Die englische Besatzung in Windsor wird mit portugiesischem Gelde bezahlt. Zweymahl im Jahr kommt ein Schiff von Lissabon mit Wasser reichen Ladung an.

ke einzuführen, den Handlungsgelst zu beleben, und das Joch der Fremden abzuschütteln, bemüht war, so glaube ich handelte er recht, und für das wahre Beste seines Vaterlandes. Und so sehr auch diese Maasregeln dem Interesse fremder Kaufleute zuwider laufen, so machen sie doch dem Minister die größte Ehre, obgleich einige wenige Privatleute darunter leiden mögen.

Es würde gewiß eine sehr eingeschränkte Politik seyn, wenn man nicht zugeben wollte, daß nur ein Minister entscheiden müsse, was dem Interesse des Staats am zuträglichsten ist; denn ungeachtet alles dessen, was man von der Treue und Aufrichtigkeit in Tractaten anführen kann, so bleibt doch jeder Staat der beste Richter von seinem eigenen Interesse, und besitzt das anstreifige Recht, diejenigen Mittel anzuwenden, welche es zu seiner Erhaltung und zur Beförderung seines Wohlstandes am geschicktesten hält.

Sechster Brief.

Lissabon den 5ten May 1777.

Bey Anordnung der Finanzen hatte Herr Pombal große Schwierigkeiten zu überwinden. Die lange Krankheit des Don Juan des fünften
vor

vor seinem Tode hatte, alle Theile der Regierung geschwächt, und alle Arten der Mißbräuche eingeführt. Der Staat war ohne Geld, und mehr als vier Millionen Pfund Sterling schuldig, und obgleich die jährliche Einfuhr der Gold- und Silberbarren von den Colonien sehr beträchtlich war, so betrug alles Geld des Landes doch nicht mehr als 700,000 Pfund Sterling *).

Er versuchte diese Mißbräuche abzuschaffen, sie waren aber mit dem ganzen Wesen der Regierung so verflochten, daß eine große Macht und viel Beharrlichkeit und Rechtschaffenheit nöthig waren, um sie auszurotten. Er machte damit den Anfang, daß er viele Stellen und Pensionen unterdrückte oder einzog, welche Personen bekleideten, ohne dazu im mindesten tüchtig zu seyn. Er schaffte die herrschende Gewohnheit ab, beinahe jedem, der darum anhielt, eine Pension zu gewäh-

- *) Nach Hrn. Legationsrath von Jung Nachrichten von der portugiesischen Litteratur, S. 93. war Silbergeld noch 1762. so rar, daß es unglaubliche Mühe gekostet haben würde, 100 Thaler Silbergeld zusammen zu bringen. Der Truppen wegen mußte etwas Silbermünze geschlagen werden, wozu das Silber aber aus England kam. Dies ward aber bald so selten, daß wenn man in einem Laden, um eine Waare eines Thalers werth handelte, der Krämer lieber nicht verkaufte, als eine Guinee wechseln mußte.

währen. Er verminderte die Zahl der Waffenhut- und Einwohner der Finanzen, machte neue Einrichtungen in der Art sie zu heben, so daß die Gehung der königlichen Einkünfte überhaupt nur ein halb Procent der ganzen Einnahme kostete; und dieses kam zum Theil noch daher, daß das Geld aus den entfernten Provinzen mit der Post geschickt wurde, welche in Portugal an eine gewisse Familie verpachtet ist. Er untersuchte die Rechnungen derjenigen, welche Forderungen an den Staat hatten, und fand verschiedene Artikel offenbar übersetzt, die er sodenn verbesserte, und Einrichtungen machte, wodurch dergleichen Mißbräuchen aufs künftige vorgebeuet wurde.

Durch diese heilsamen Verordnungen brachte er die Einkünfte des Staats bald in einen bessern Zustand, wodurch er grosse Summen ersparte, und in kurzer Zeit der königlichen Schatzkammer eine weit leichtere Circulation verschaffte.

Unterdessen, daß man sich mit diesen Einrichtungen beschäftigte, brachte das erschreckliche Erdbeben 1755. eine gänzliche Veränderung in der Gestalt der Sachen hervor. Unter allen Unglücksfällen, welche ein Land treffen, ist dies ohne Zweifel der fürchterlichste. Man rechnet, daß über 15000 Personen von der Erde verschlungen wurden. Das Uebel war allgemein, die

die ganze Stadt war nur ein ungeheurer Haufen Schutt; die Reichthümer des Fürsten, der Kirche und des Volks hatten alle ein gleiches Schicksal, und die Erde nahm wieder die Metalle in ihren Schooß auf, welche der Beiz ihr entrisSEN hatte *).

Der

*) Ueber dies Erdbeben findet man im hannoverschen Magazin 1779. vom 64. bis zum 78. Stück eine interessante Sammlung authentischer Briefe, welche während und kurz nach dem Erdbeben zu Lissabon, in dieser Stadt und ihrer Nähe geschrieben worden, und die mannigfaltigen schauerlichen Auswüthe deulich schildern, die die allgemeine Verwirrung der Einwohner vergrößerten. Auf dem grossen Marktplatz Rocie, wurden schwangere Weiber unter dem Getümmel von Geburtsschmerzen überfallen, und gebahren vor jedermanns Augen. Priester und Mönche liefen mit dem Kreuze herum, und riefen den Verwundeten, Hastverstirten ohne Unterlaß zu, das Ende der Welt ist da. Der König liess befehlen, das Volk solle sich von der Stadt entfernen, aber die Leute antworteten den Soldaten, sie hätten keinen König. Wegen des überhand nehmenden Feuers, und der Beforgnis, daß die Pulverthürme in Brand gerathen möchten, wolte der König den dritten November die Stadt bombardiren, und rasiren lassen. Wegen der Diebereien, ward jeder Verdächtige, der gebrantes Geld bei sich führte, oder unter dem Schutt grub, ohne Umstände aufgeknüpft. Nach diesen

Br. üb. Portugal.

E

Brief

Der Minister gab bey dieser Gelegenheit Befehl, daß die Provinzen, welche das Unglück verschont hatte, den Elenden beystehen sollten, die ihr ganzes Vermögen verlohren hatten. Er fertigte auch Couriere an alle Höfe von Europa ab, um ihnen die unglückliche Begebenheit zu melden; und zur Ehre unsers Jahrhunderts empfing Portugal von allen Seiten Beystand. Die Regeln der Politik mußten den Gesetzen der Menschlichkeit diesmal weichen; und die Mächte, von welchen man hätte vermuthen können, daß sie gegen Portugal übel gesinnt wären, waren die ersten, Hülfe zu leisten.

Die Engländer machten dem König ein Geschenk von Korn, Holz, Salz, Fleisch, Mehl und Reis, das sich am Wehrt wohl auf 100000 Pf. Sterling belaufen mochte. Die Stadt Hamburg schickte dem Könige ein paar Ladungen an Holzwaaren, Balken und Brettern, welches alles auserlesen war; und für die in Fissabon wohnenden Hamburger kam ein mit geräucherten Fleisch, Segeltuch, Bettlaken, wollenen Strümpfen, Lauen u. beladenes Schiff an, deren Austheilung der hamburgische Consul besorgte.

Die Briefen sind in dem Erdbeben, über 30000 Personen umgekommen, worunter man 19 bis 20000 weiblichen Geschlechts rechnete, die in den Kirchen erschlagen worden.

Die Unordnungen waren sehr groß, welche natürlicher Weise auf diesen fürchterlichen Zufall folgen mußten. Eine Menge Personen, welche auf einmal aller Mittel beraubt wurden, ihren Unterhalt zu verdienen, nahmen ihre Zuflucht zum Stehlen. Die größte Sorgfalt und außerordentliche Geschicklichkeit wurden erfordert, um die Ordnung und öffentliche Sicherheit wieder herzustellen.

Der Zustand, in welchem sich die Stadt befand, war so flüchtig, daß man befürchtete, es würde nicht möglich seyn, sie je in ihren vorigen Zustand zu bringen. Es ward dem Conseil vorgeschlagen, den Sitz der Regierung nach Coimbra zu verlegen, auch bey Belém eine neue Hauptstadt wieder zu erbauen; der Marquis von Pombal widersetzte sich aber diesem Vorschlage sehr heftig; und zum Glück für Lissabon behielt seine Meinung die Oberhand. Er ließ Pläne verfertigen, die Stadt auf eine regelmäßigere, und bequemere Art aufzubauen, und sorgte zu gleicher Zeit für die Sicherheit und das Wohl des Volks.

Saum war die öffentliche Ruhe einigermaßen wieder hergestellt, als der Staat von neuem durch die vergeblich versuchte Ermordung des Königs erschüttert ward. Man hat an einigen Orten in Europa ganz verschiedene Muthmassun-

gen in Ansehung dieser Begebenheit gehabt. Verschiedene Ursachen haben veranlaßt, daß nicht der ganze Verlauf dieser unglücklichen Geschichte bekannt geworden ist. Die Staatspolitik und wahrscheinlicher Weise das Interesse und die Ruhe des Publikums haben es nothwendig gemacht, daß einige Umstände verschwiegen blieben. Eine von den vornehmsten Ursachen war aber wohl der ausdrückliche Befehl des Königs, welcher den Gedanken nicht ertragen konnte, daß eine Person, die junge Marquisin von Favosa, mit der er einen verlobten Umgang gehabt hatte, öffentlich zur Schau gestellt und bestraft würde; und bei dieser Gelegenheit siegte die Ehre des Liebhabers über die Pflicht des Fürsten.

Man hat insgemein davor gehalten, daß manche Diebe und Missethäter zu scharf bestraft wurden, welches auch nicht zu leugnen ist. Aber nach der damaligen Lage der portugiesischen Regierung war die Strenge des Urtheils weniger auffallend.

In souverainen Staaten, wo der erste Grundsatz der Regierung die Furcht ist, sind die Strafen immer streng, und der Gehorsam gegen die Gesetze wird nur durch die Furcht der Strafe erhalten. In solchen Regierungen wird der Königsmord als ein Verbrechen der ersten Größe angesehen, und muß folglich mit der größten

sten Strenges bestraft werden. Uebrigens kann man die Todesart der portugiesischen Verschrocknen nicht als zu scharf ansehen, da sie nur die Strafe litten, welche die Geseze den falschen Münzern und andern Verbrechern gegen den Staat auflegen. Man kann sich über die Strenge des Gesezes beklagen, aber man kann den Richter nicht der Grausamkeit oder Ungerechtigkeit beschuldigen, welcher ein Urtheil fällt, das den Gesezen gemäß ist.

Siebenter Brief.

Lissabon den 2ten März 1777.

Gleich nach der Verschöbdrung versuchte der Minister die Misbräuche abzuschaffen, welche sich in der Kirche eingeschlichen hatten, und seine erste Bemühung gieng dahin, die Proceffionen der Auto da Fe abzustellen, eine grausame Ceremonie, welche der Nation und der Menschlichkeit zur Schande gereichte, und mit dem größten Pomp seit der Regierung Johann des fünften gefeiert wurde.

Er machte ein Gesez, nach dem kein von der Inquisition verurtheilter Verbrecher sein Leben oder Vermögen verlieren konnte, wenn sein Pro-

Proceß nicht vorher von dem Conſeil untersucht worden, und eine vom Könige unterzeichnete Ordre die Vollziehung seines Urtheils erlaubte. Die Gerechtigkeit und Menschlichkeit dieses Gesetzes sprechen sehr zu seinem Vortheil. Das Volk sah sich dadurch von der grausamsten und schändlichsten Unterdrückung befreiet, unter welcher je eine Nation geknechtet hat.

Die Vertreibung der Jesuiten folgte bald auf dieses Gesetz. Und wenn Europa die Vortheile genießt, welche die Folgen der Zerstörung dieses Ordens sind, so hat es solche vornehmlich den mühsigen Bemühungen, des Marquis von Pombal zu verdanken.

Diese Vertreibung der Jesuiten veranlaßte eine große Kälte zwischen den römischen und portugiesischen Höfen, welche sich bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen Don Pedro sehr deutlich zeigte. Während den drei Tagen, daß man öffentliche Freudenbezeugungen anstellte, weigerte sich der päpstliche Nuntius, sein Palais zu erleuchten, und die Streitigkeiten, die hierauf folgten, brachten es bald so weit, daß ihn der portugiesische Hof zurück schickte.

Der Marquis von Pombal, welcher überzeugt war, wie unmöglich es sey, große Verbesserungen zu unternehmen, ohne die ungeheure
Macht

Macht und den Einfluß der Geistlichkeit zu vermindern, nahm dieser Gelegenheit wahr, die grosse Autorität des Nuncius einzuschränken, welcher in der Folge nur auf den gewöhnlichen Fuß eines Abgesandten einer fremden Macht aufgenommen wurde. Man gestattete ihm nicht mehr alle Rechte der Oberherrschaft über die Geistlichkeit, welche man bis dahin als Unterthanen des römischen Stuhls betrachtet hatte, die nicht nach den Gesetzen von Portugal bestraft oder gerichtet werden konnten.

Die ansehnlichen Summen, die man beständig an die Kirchen für Todtenmessen gegeben hatte, waren eine schwere Auflage für alle Gewerbe und Industrie, und hinderten sehr den Umlauf des Geldes. Der Minister schaffte diese Gebete nicht ab, denn er wußte sehr wohl, daß die Einkünfte der Kirche so sicher seyn mußten als die des Staats. Er war übrigens überzeugt, daß man Gott geben müsse was Gottes ist, eben wie dem Kaiser was des Kaisers ist. Aber er sah zu gleicher Zeit die Nothwendigkeit, die Rechte der todten Hand einzuschränken; damit, was aus einer frommen Absicht geschahe, in seinen Folgen nicht ein Verbrechen gegen den Staat würde, indem dadurch seine Einkünfte gewis verringert wurden. Er setzte also die Zahl der Messen fest, welche man für die Todten halten sollte, und bestimmte den Preis jeder Messe.

Die

Die große Menge der Klöster und geistlichen Ordenshäuser war eine andere drückende Last für die Industrie. So erschöpft wie Portugal war, gab es dort dennoch über sechshundert Klöster und eine Menge geistlicher Ordenshäuser, wovon verschiedene mehr als zehntausend Pfund Sterl. jährliche Einkünfte besaßen. Diese Stiftungen raubten dem Staat eine große Anzahl nützlicher Unterthanen, und verminderten die Bevölkerung des Königreichs; und bey ihren großen Reichthümern blieb es zweifelhaft, ob die Einkünfte der Kirche nicht ansehnlicher als die königlichen wären.

Obgleich nun der Marquis von Pombal einsah, wie nothwendig eine Verbesserung in diesem Stücke sey, so kannte er auch eben so wohl die Schwierigkeiten, welche er in diesem Unternehmen zu befürchten habe, und die Vorwürfe, die man ihm machen würde. Aber die Bedürfnisse des Staats erforderten es, und seine Pflicht als Minister bewog ihn, es mit aller ersinnlichen Behutsamkeit zu unternehmen.

Er faßte den Entschluß, von dem er sich während seiner ganzen Staatsverwaltung niemals entfernte, die Stellen, welche in den verschiedenen Mönchsorden erledigt wurden, nicht wieder zu besetzen, sondern sie unbefetzt zu lassen, und sodann verschiedene Orden zusammen zu
schmel-

schmecken, wenn die Anzahl der Mönche klein genug geworden wäre.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dergleichen Einrichtungen die Geistlichkeit äußerst bounruhigten, und daß sie sich alle Mühe gaben, des Marquis von Pombal Verordnungen und übrige Anstalten verhaßt zu machen. Aber auch die Geistlichkeit nicht allein ward durch diese Anordnungen in Schaden gesetzt. Die Reichthümer der Kirche waren die Zuflucht der jüngern Edlne aus vornehmen Häusern geworden, welche sich auf keine Art ihren Unterhalt zu verschaffen bemühten, und das müßige Klosterleben als einen glücklichen Zustand betrachteten. Da ihnen nun dieser Ruheplatz entzogen ward, verbanden sie ganz natürlich ihre Beschwerden mit der Stimme der Kirche gegen den Minister, welcher ihre Beschuldigungen mit einer Standhaftigkeit ertrug, die seinem Charakter Ehre macht. Zurücker, das Wohl des Landes zu wirken, blieb er unerschüttert bei seinem Entschluß, ungeachtet wiederholter geheimen und öffentlichen Versuche, seine Absichten zu hintertreiben, und der Unzufriedenheit, die man öffentlich über sein Betragen bezeigte.

Die Inquisition hatte sich bis dahin das Recht angemacht, alle Bücher vor dem Druck zu beurtheilen und zu verdammen. Der Marquis von Pombal aber hielt es für rathsam, zu diesem

sein Behuf ein Collegium zu errichten *) welches aus weltlichen Personen und Geistlichen vertheilt war; und jetzt wurden nur diejenigen Bürger verboten, deren Absicht offenbar dahin gieng, dem Volke eine Abneigung gegen die bürgerliche oder geistliche Macht beizubringen, und die Sitten zu verderben.

Achter

*) Ein Opfer dieser neuen Veränderung wurden die beiden natürlichen Brüder des Königs, wovon der ältere Generalinquisitor war. Der Minister verlangte von ihm die Erlaubnis ein Buch drucken zu lassen, das die Beichte betraf. Der Inquisitor war, daß es in einigen wichtigen Fällen gesetzmässig wäre, zu entdecken, was unter dem Siegel der Beichte offenbaret worden. Der Prinz schlug sein Ansuchen ab. Der Graf von Deyras kam selber in sein Haus, um ihn dahin zu bewegen, ihre Reden wurden bei diesem Besuch so heftig, daß der Graf den Prinzen einen Verräther nannte. Der letztere zog dagegen auf dem Grafen den Dolch. Von umgekehrt war der jüngere Bruder zugegen, und kam einem weiteren Unglück zuvor. Den folgenden Tag aber wurden beide Prinzen in engen Verhaft genommen, worin sie bis zur Regierung der jetzigen Königin blieben.

Ächter Brief.

Lissabon den 30sten März 1777.

Die Universität zu Coimbra hatte das nehmliche Schicksal erfahren als das ganze Land. Sie hatte wenig mehr als den Rahmen beibehalten; so wahr ist es, daß es eine Verbindung und natürliche Uebereinstimmung zwischen den freien und mechanischen Künsten giebt.

Jedes Land, wo man nicht einen guten Pfaff oder ein gutes Spinnrad verfertigt, kann unmöglich grossen Fortgang in der Philosophie und den schönen Künsten gemacht haben.

Die Universität war so verfallen, daß sie in die Hände einiger unwissenden Pfaffen gerathen war, welche die Absichten ihrer Errichtung gänzlich vernachlässigten, und bloß die Vortheile überrechneten, welche sie daraus ziehen könnten. Es waren sechs oder siebentausend junge Leute, die den Namen Studenten führten, das heißt, es waren 6 bis 7000 Namen in den Collegien eingeschrieben. Indessen erlaubte man den Studirenden, sich anderswo aufzuhalten, wenn sie nur die gewöhnlichen Gebühren bezahlten. Nach einer gewissen Zeit erhielten sie eine akademische Würde, die man als eine Art von Kaufmannswaare ansah, weil man sie durch Geld erlangen konnte.

Durch

Durch diesen Mißbrauch, ward der Fortgang der Wissenschaften so sehr gehemmt, daß man sich nicht wundern darf, wenn einige Zweige derselben gänzlich vernachlässiget wurden.

Der Minister behielt also dasjenige von den alten Anstalten und Universitätsgebräuchen bey, was ihm gut schien, und veränderte das übrige nach dem Muster der Universitäten in England, Frankreich und Deutschland.

Er bestimmte die Zeit, welche jeder Student auf der Akademie zubringen sollte, ehe er einen Gradum erhalten könnte, welcher ihm selbst erst nach einem öffentlichen Examen zugestanden werden sollte.

Er ernannte Professores in den mehesten Wissenschaften, und wählte nur die, welche er für die würdigsten hielt. Er errichtete zwey neue Professuren, eine für die Naturgeschichte und die andere für die Mathematik; welches große Unruhen unter der Geistlichkeit erregte, die sich viel Mühe gab, die neuen Anstalten zu hintertreiben, denn sie glaubten, daß man die Absicht hätte, die Ketzerey einzuführen, und hielten eine mathematische Demonstration für eine offenbare Gottlosigkeit, welche mit den Grundsätzen der christlichen Religion unmöglich bestehen könnte.

Der

Der Marquis von Pombal ließ zwey Gebäude mit Zimmern für die Studierenden bauen, wie auch ein Cabinet zur Naturgeschichte, und eins zur Medicin und Chymie. Alle diese Gebäude wurden mit Geschmack aufgeführt, und machen beides dem Minister und dem Baumeister Ehre. Er gab Befehl, ein Observatorium zu bauen, und wieh, bis das Gebäude im Stande war, der mathematischen Facultät einen Ort an, wo sie unterdessen Beobachtungen anstellen konnte *).

Die

*) Eine kleine Schrift. Etwas neues aus Portugal Stendal bei Franzen und Grosse 1781. 8. Gegen in 8. giebt eine umständliche Nachricht von dem gegenwärtigen, durch Pombal umgeschaffenen Zustand dieser Universität. Nach der neuen Einrichtung sind acht theologische Lehrämter hier, eins für Kirchengeschichte, drei für polemische Dogmatic, eins für Moral, eins für Liturgie, zwei für die Bibel, das alte und neue Testament, und auſſer diesen ein außerordentliches Lehramt für Canonic. Wenn ein Lehrer am Lesen verhindert wird, so ſatz fünf substituirte Lehrer bes stellen, die das unterbrochene Collegium fortlesen. Die Juristensacultät besteht aus sechzehn Professoren, acht fürs bürgerliche und eben so viel fürs canonische Recht, zu den ersten gehört auch der Professor der Geschichte, der die römische und portugiesische Historie lesen muß. Auſſer den academischen Ferien im Aug. und Sept. und den Weinachtes- und Osterferien, werden an den heiligen

Die Geistlichen klagten über die Kosten dieser Gebäude, und dachten nicht an die Größe und Pracht vieler Klöster, welche doch in Ansehung des Nutzens gar nicht mit diesen Einrichtungen verglichen werden müssen.

Der Nutzen dieser weisen Einrichtungen bestand darin, daß die angebliche Zahl der Stunden

igen Tagen und alle Donnerstage keine juristische Vorlesungen gehalten. Von den Medicinern wird Kenntnis der englischen und französischen Sprache gefordert. Wer fünf Jahr studirt hat, kann hernach auch ohne den Doctorgrad practisch seyn. Diese Facultät besteht aus acht Lehrämtern. Eins für Materia Medica, eins für Anatomie, eins für chirurgische Operationen und Geburtshülfe, eins für Anfangsgründe der Medicin und Chirurgie, eins für die Aforismen, und zwei practische Lehrstühlen. Die Mathematik ist zu einer besondern Facultät erhoben, und genießt alle Rechte der Höhern. Die mathematische Facultätskleidung ist hellblau, und darauf eine Sphära armillaris gestickt. Allen Edelleuten, die in Coimbra Mathematik studiren, wird diese Zeit eben so angerechnet, als wenn sie in wirklichen Kriegsdiensten gewesen wären. Es sind vier Professoren dieser Wissenschaft, der Geometrie, der Algebra, der Physik, und der Astronomie. Die fünfte oder philosophische Facultät, hies sonst Facultät der Künste, diese Benennung ist jetzt aufgehoben, und sie besteht aus vier Professoren, der Logik und Moral, der Naturgeschichte, Experimentalphysik, und Chymie.

herten sich verminderte, und derer, die wirklich die Akademie besuchten, sich vermehrte, und daß sie durch einen besser geordneten Unterricht zum Studiren mehr aufgemuntert wurden; so daß sie endlich die Kräfte ihres Geistes zu gebrauchen anfiengen, und Hoffnung gaben, daß die Nation einmal das Joch des Fanaticismus und Aberglaubens, welches sie so lange getragen hatte, abschütteln würde.

Der Marquis errichtete auch verschiedene öffentliche Schulen im ganzen Königreich. Er errichtete auch ein Kollegium oder königliche Schule für Edelleute, und stiftete eine königliche Akademie zu Mafra, und eine andere zu Lissabon. In dieser letztern lehrte man die Theorie des Handels in allen seinen Zweigen.

Er bemühte sich eben so, Brasilien in einen bessern Zustand zu versetzen, und den Geist der Industrie in den Colonien zu erwecken, den er in Portugal einführen wollte. Weil er wußte, daß ein Stand der Dienbarkeit alle Kräfte der Seele erschlopft, und dem Menschen die Thätigkeit benimmt, ließ er einen Befehl geben, welcher alle Eingeborne von Brasilien für eben so frey erklärte als die Portugiesen selbst. Dieser Befehl macht der Menschlichkeit Ehre, und doch ist bis jetzt noch keine Nation von Europa so gerecht gewesen ihm nachzufolgen.

Diese

Diese wohlthätige Handlung, durch welche viele tausend Menschen ihre natürlichen Rechte wieder erlangt haben, deren sie eine strenge Regierung bis dahin beraubt hatte, ist des grossen Ministers würdig, welcher sie ausgemüht hat, und muß seine Menschlichkeit gegen diejenigen rechtfertigen, welche ihn beschuldigen, grausame Thaten aus Antriebe eines rauhen und gallsüchtigen Charakters ausgeübt zu haben.

Um den Handel von Brasilien zu beleben, hob der Minister die Einschränkungen auf, welche die Schifffahrt dieser Colonie drückten, und erlaubte den Kaufleuten, ihre Schiffe absegeln zu lassen, wenn sie es für gut befinden würden, statt daß sie vormals nur zu einer gesetzten Zeit und in einer Flotte ihre Reise antreten mußten, welches dem Handel sehr nachtheilig war.

Er schränkte auch die Gewalt des Vizekönigs ein, und verminderte die Auflagen, welche das Volk am mehresten drückten. Er schaffte den Vizekönigs Titel ab, und machte die Befehlshaber in den Provinzen weniger vom Gouverneur von Rio Janeiro abhängig.

Neun-

Neunter Brief.

Lissabon den 1ten Apr. 1777.

Ehe dem Marquis von Pombal die Staatsverwaltung von Portugal anvertrauet ward, hatte die Verrückung, die schleichende Pest so vieler Staaten, alle Theile der Regierung angeeckt. Die Finanzen, der Handel, der Ackerbau, und selbst die Kirche waren damit behaftet.

Die Armee war davon eben so wenig befreiet. Der letzte Krieg hat den Zustand der Truppen deutlich genug gezeigt; da aber die Unordnung des Staats allgemein war, und beinahe alle Stände darin verwickelt waren, erforderte es eine geschickte Hand und viel Zeit, um alles wieder in Ordnung zu bringen.

Die portugiesische Armee bestand normals aus den drey verschiedenen Ständen. Einen Theil stellte der König, den zweiten der Adel und der dritte ward von den vornehmsten Städten des Landes angeworben. Alle diese Truppen besoldete der König, so lange sie in wirklichen Diensten waren.

So lange die Nation in häufige Kriege verwickelt war, fand diese Art Truppen anzuwerben nicht große Schwierigkeiten. Der kriegerische Geist bekehrte das ganze Königreich, und das Volk
 1. ab. Portugal. D war

war bey dem geglückten Fortzuge, der Armee zu sehr interessiert, um schlechte Truppen zu seinem Antheil zu stellen. Nachdem aber ein langer Frieden auf die Unruhen gefolgt, und das Land erschöpft war, artete der kriegerische Geist aus, und die jungen Edelleute hielten es unter ihren Würde, in Kriegsdienste zu treten. Man ernannte also unwissende Officiere, welches alle Kriegszucht völlig zernichtete, und täglich neue Misbräuche einführte; zuletzt wählte man sogar Officiere unter den Bedienten des Adels, und es war nicht ungeröhnlich, einen Kammerdiener zu sehen, welcher Capitain unter der Infanterie war, oder einen Kutscher als Officier bey der Reuterey; diese bedienten ihre Herren bey Tische, oder fuhrten sie im Wagen an den Tagen, die sie vom Dienste frey hatten.

Man kann sich vorstellen, daß die untern Grade beim Kriegswesen nicht besser besetzt waren. Um diesen Misbräuchen abzuheffen, vergab der Minister die Stellen nicht, welche erledigt wurden, fest entschlossen, eine gänzliche Reform vorzunehmen; so bald die Umstände es erlauben würden.

Man muß die Verbesserung des Kriegswesens in Portugal vornehmlich dem Grafen von der Lippe zuschreiben. Dieser General sprach eines Tages bey dem Grafen von Arco, General

mal der portugiesischen Truppen, und bemerkte einen der anstehenden Bedienten des Hauses in einer Officier-Uniform. Nachdem er erfahren, daß dieser Mensch Curasierhauptmann beim Regiment von Alfantara sey, stand er vom Tische auf, und ließ ihn zwischen sich und dem Grafen niedersitzen, dessen Stolz bey dieser Gelegenheit eine große Kränkung erlitt. Der Graf von der Lippe erklärte sich auch nachher laut für den Zweykampf, und versicherte, daß er jeden Officier verachten und cassiren würde, der sich unter dem Vorwande der Religion oder der Gesetze weigern würde, Genugthuung zu geben oder zu nehmen.

Weil der Marquis von Pombal die erledigten Stellen nicht so bald besetzte, glaubte man, daß er das Militaire vernachlässigte. Denn man dachte, ein Minister, der eine unumschränkte Gewalt in Händen habe, hätte nicht nöthig, so vorsichtig zu Werke zu gehen. Man muß dennoch gestehen, daß er flug gehandelt hat, so wenig Gewalt als möglich zu gebrauchen, wenn man bedenkt, wie viele Theile der Regierung fehlerhaft waren, und wie viele tief eingewurzelte Vorurtheile er auf einmal zu bekämpfen hatte.

Die Verbesserungen in der Kirche hatten schon den Adel beleidiget, welches sehen mußte, daß seine Kinder diesen gemächlichen Unterhalts be-
 D 2 raubt

raubt wurden, und die vollkommene Verbesserung der Armee würde ihnen die Mittel entzogen haben, eine große Menge Bedienten zu unterhalten, welches ihrem Stolge am meisten schmeichelt. Es war daher nicht rathsam, auf einmal mit zu viel Nachdruck zu verfahren, und weit klüger, Vorsicht zu gebrauchen. Der Minister begnügte sich also damit, daß er einen ordentlichen Sold einführte, die Soldaten besser kleidete, und eine schärfere Kriegszucht beobachten ließ.

Die portugiesischen Truppen waren bis 1733 ohne alle ordentliche Einrichtung, als Don Juan der fünfte einen Befehl gab, daß jedes Regiment Infanterie aus zwei Bataillons von 600 Mann bestehen sollte, daß sie in zehn Compagnien jede von sechzig Mann, die Officier mitgerechnet, abgetheilt werden sollten, ohne die beiden Adjutanten, 2 Feldprediger, 2 Feldscheer und einen Regiments-Lambour. Jede Compagnie sollte einen Capitain, einen Lieutenant, einen Fähnrich, zwei Sergeanten, vier Corporale und einen Trommelschläger, und jedes Regiment 3 Stabs-officiere, einen Obristen, einen Obristlieutenant und einen Major, haben. Die Cavallerie- und Dragonerregimenter sollten aus 500 Mann bestehen, in 10 Compagnien jede von 50 Mann abgetheilt, die Officiere mitgerechnet. Dieser Ver-
ordnung zu Folge besaß die portugiesische Kriegsmacht

macht jetzt aus vierzig Regimentern Infanterie und sechzehn Cavallerie *).

Zehnter Brief.

Lissabon den 10ten April 1777.

Der Friede von 1763. hatte die Grenzen der spanischen und portugiesischen Besizungen in Amerika noch nicht so genau bestimmt, um allen Streitigkeiten für die Zukunft gänzlich vorzubeugen.

Da diese Zwistigkeiten zwischen den beiden Höfen nicht allgemein bekannt sind, will ich versuchen,

*) Nach Major Dalrymple, dem neuesten Beobachter des portugiesischen Militärwesens bestand der Kriegstaat in Europa dem Brasilischen ungerchnet, aus 26 Infanterieregimentern, jedes sieben Compagnien stark, zusammen 821 Mann, vier Artillerieregimentern, und 12 Regimentern Reuterei jedes von 400 Pferden. Aber die vom Graf von der Lippe unter den Subalternofficieren gemachten Verbesserungen, waren meist wieder vergessen, und in Lissabon brachte ihm ein portugiesischer Lieutenant persönlich die seidnen Strümpfe wieder zurück, die er bei seiner Frau hatte waschen lassen. S. Dalrymples Reisen durch Spanien und Portugal. S. 171.

suchen, die Ursachen davon so deutlich auseinander zu setzen, als es mir möglich seyn wird.

Man hat immer den Fluß von La Plata als die Grenze von Brasilien an der südlichen Seite angenommen, worüber man auch vormals völlig eins war; denn man findet in einem Traktat, welcher 1681. zu Assabon unterzeichnet wurde, daß, als sich der Gouverneur von Buenos Ayres eines Postens bemächtigt, welcher den Namen der Colonie von St. Sagrament führte, und 1680. zuerst von dem portugiesischen Statthalter Don Mancel Robo angelegt war, Carl der zweite, der damals in Spanien regierte, Befehl gab, den Portugiesen San Sagrament wieder zurück zu geben, und bestrafte den Gouverneur, diesen Angriff gewagt zu haben.

Der 6te Artikel des Friedens, welcher den 6ten Febr. 1715. zwischen den Spaniern und Portugiesen zu Utrecht geschlossen wurde, sagt ausdrücklich, daß, da Spanien durch den vorhergehenden Friedenstractat den 9ten May 1681. allen Streitigkeiten ein Ende gemacht hätte, es jetzt allen Ansprüchen, welche es auf die nördliche Seite des Flusses de la Plata haben könne, feyerlich entsage, und erklärt in den stärksten Ausdrücken: „daß das besagte Land dem König von Portugal und allen seinen Erben und Nachfolgern angehöre.“

Der

Der Besitz dieses Landes ward unterdessen den Portugiesen durch England noch mehr versichert,

Erstlich durch den 19ten Artikel des Offensiv-Bündnisses am 16ten May 1703.

Zweitens, durch den 5ten Artikel des Defensiv-Bündnisses, welches beide Mächte zu gleicher Zeit schlossen.

Drittens, durch den 20sten Artikel des Utrechter Friedens 1713. zwischen England und Spanien.

Viertens, durch die Garantie, welche die Könige von Portugal und Spanien unterzeichneten, und welche mit dem grossen Siegel von England besiegelt wurde, 1715, den 3ten May.

1762. nahm Don Pedro de Cevallos, spanischer General, zu Folge des Krieges zwischen beiden Höfen, von diesem Lande Besitz, von der Colonie von St. Sacramento an bis Rio Grande de San Pedro, welches Spanien den 10ten Febr. 1763. den Portugiesen wiederum abtrat, auch ihnen von den Engländern in denselben Frieden im 26sten Artikel garantirt wurde.

Ungeachtet aller dieser Tractate und des eigenhändigen vom König von Spanien unterzeichneten Befehls, San Sacramento zu räumen, behielt der Gouverneur von Buenos Ayres in dem Lande

Landes Porto, unter dem Vorwande, daß es diesseits der Grenzlinie läge, welche der Pabst Alexander der sechste gezogen hatte. Er führte zugleich den sonderbaren Grund an, daß alle Tractate, welche vor irgend einem Kriege zwischen europäischen Mächten geschlossen worden, durch den Krieg ihre Gültigkeit verlieren. Auch nahm er den zweiten Artikel des pariser Friedens nicht an, welcher ausdrücklich sagt: „Daß die Tractate von 1668. 1701. 1713. und 1715. zwischen den spanischen und portugiesischen Höfen, nebst der Garantie von Großbritannien dem gegenwärtigen Frieden zum Grunde dienen sollten; weswegen man sie erneuerte und auf die förmlichste Art bestätigte.“

Ein anderer Vorwand, dessen sich die Spanier bedienten, war, daß die Portugiesen, zu Folge des Grenztractats von 1750. sich einiger Länder in der Nachbarschaft des Amazonenflusses bemächtigt hätten, welche unstreitig den Spaniern zugehörten. Dieses bezieht sich auf die Länder, welche mit den nördlichen Besitzungen der Jesuiten in Paraguay grenzten, und von denen die Portugiesen behaupten, daß sie den Spaniern eben so wenig gehören als Paraguay; denn die Jesuiten kamen zuerst hieher, unter dem Vorwande, die christliche Religion zu lehren, und nahmen sie in Besitz.

Sie

Sie hatten diese Länder in den waldigten Gegenden um die Ströme Paraguan und Uruguan, welche sich beide in La Plata ergießen, und ihre Anstalten unter den wilden hier wohnenden Guarani's lange verheimlicht, daß weder Portugal noch Spanien etwas gewisses davon wußten. Kein Bischof durfte visitiren, kein Statthalter untersuchen, wenn sie nicht, wie meistens der Fall war, den Jesuiten ergeben waren. Kein Spanier oder Portugiese ward in den Missionen gelassen. Die spanische Sprache ward nicht erlaubt, und Guarani'sch verstanden die Jesuiten nur und ihre Schaven. Eben daher überließ letztere Krone 1750: gegen die Colonie St. Sacramento am nördlichen Ufer des Plata-Flusses, der Stadt Buenos Ayres gegen über belegen, sieben Missionen der Jesuiten am östlichen Ufer des Uruguan. Spanien hielt sich mit Recht für den Herrn dieser Länder, weil die Jesuiten von ihren bekehrten Indiern eine Kopfsteuer zahlen mußten, und der spanische Hof beim Anfang dieser Missionen jährlich 60000 Piaster auf ihre Gründung, Erhaltung und Erweiterung verwandt hatte.

Die Jesuiten hatten seit 1610. zwischen den unbekannten Wüsteneien des Gouvernements Buenos Ayres und den unbestimmten Grenzen von Brasilien am Uruguan 37 Missionen angelegt. Neun und zwanzig lagen an der westlichen, und acht

an der östlichen Seite des Flusses. Und ihre Herrschaft erstreckte sich unter den wilden Stämmen der Guaranis, vom Flusse Parana, der sich unter dem zwanzigsten Grad südlicher Breite mit dem Paraguan-Fluß vereinigt, bis an den Uruguay, der in demselben Fluß unter dem vier und dreißigsten Grad eben dieser Länge fällt. Um 1702. hatten diese Väter hier, nach Berichten von ihrem Orden bekannt gemacht, 2771 Familien bekehrt, die sie auf 89480 Köpfe schätzten, und in neuern Zeiten, wo die Nachrichten von diesen Anstalten nur sparsam, und selten aus rechten Quellen bekannt geworden, hat man die Unterthanen dieses eine Zeitlang in Europa berühmtesten jesuitischen Reichs nie über 121168 Seelen geschätzt *). Unter diesen mit unglaublicher Mühe und Unverdroßlichkeit gezähmten Wilden errichteten die Jesuiten einen eigenen Staat, der von den Befehlen ihres Generals abhing. Jede Mission war der besondern Aufsicht zweier Jesuiten anvertrauet, einem Pfarrer und einem Vicarius, der Pfarrer war der gebietende Herr, dem man mit größtester Ehrfurcht begegnete, und der

*) Nach Joaques Jesuitischen Reichs in America, übergab der Provinzial Joseph Borreda 1753. dem Könige von Spanien eine Seelenliste, nach welcher in den Missionen 101,217 Seelen vorhanden waren.

der sich selten anders als zu Pferde mit grossen Pomp und ansehnlichen Gefolge zeigte. Neben seinem Hause standen zwei Gebäude, in dem einen waren die Werkstätten für Künstler und Handwerker, worinnen unter andern Meister aus Italien Unterricht im Zeichnen, Bildhauen und Malen gaben; in dem andern Gebäude arbeiteten junge Mädchen unter Aufsicht alter Frauen. Weil Pfarrer und Vicarien in ihren Gemeinden nicht alles selbst besorgen konnten, so wurden aus den Guaranis, zur Aufsicht bey der Arbeit, zur Erhaltung der Zucht, Leute gewählt, die die Jesuiten, Corregidores, Kapitularen und Assessoren nannten. Sie genossen vor den übrigen Indiern verschiedene Vorzüge, und trugen ordentliche Kleidungen. Die übrigen oder geringern Guaranis mußten alle Tage, ausser an Sonn- und Festtagen, das Feld bauen, Baumwolle und Paraguay-Kraut pflanzen, die Heerden besorgen, oder in den verschiedenen Manufacturen arbeiten. Den Weibern ward alle Montage eine gewisse Menge Baumwolle gegeben, die sie am Ende der Woche gesponnen zurück liefern mußten. Alles war in den Missionen beschäftigt, sogar Kinder, so bald sie über sieben Jahr alt waren. Für diese Arbeit bekamen sie nichts anders als die bloße Nahrung und Kleidung. Erstere ward alle Morgen ausgetheilt. Man rechnete auf jede Familie acht Personen, und reichte einer jeden

dies

vier Pfund Rindfleisch, eine gehörige Menge Mahis, und 2 Loth Paraguan-Kraut, das zerrieben in Südamerica von den Einwohnern als Thee getrunken wird, aber doch berauscht. In Kleidern bekamen sie des Jahrs zwey baumwollene Hemden, und weder Bedeckung für den Kopf oder die Füße. Auf diese Art kosteten den Jesuiten ihre Missionen wenig oder nichts, denn alles, was die Leibeigenen arbeiteten, war bloß zum Vortheil ihrer Herren. Die erzielten Produkte wurden in allgemeinen Vorrathshäusern aufbewahrt, ein einziges Loth, Mate, das ein Arbeiter heimlich behielt, ward scharf bestraft, und viele mit großem Vortheil für die Gesellschaft Jesu in America und Europa verkauft. Ibaguez, ein Spanier, und ehemaliges Mitglied dieser Gesellschaft, der eine Beschreibung von diesen Missionen drucken lassen, die in vielen Sprachen vorhanden ist, schätzte den wirklichen Werth derselben auf dreißig Millionen Piaster, welche sie aus dem Handel mit Baumwolle, Leder, Honig, Wachs, und dem Kraut Mate oder Paraguan-Kraut zogen, wovon sie jährlich den Provinzen Peru und Chili, für 450000 Piaster zu verkaufen pflegten.

Die Jesuiten hielten sich von diesen Ländern für eigenthümliche Besitzer, wie die Landhorte zeigt, welche sie von diesen Gegenden 1732 zu

Rom

Kom vom Johann Perroschi stechen liessen, und die hernach durch einen Nachstich von Johann Domingo in Venedig bekannter ward. Sie führt den Titel: Paraquariae, Prouinciae Societatis Iesu, cum adiacentibus nouissima descriptione, in Christo Patri suo Francisco Ritz, Soc. Iesu Praep. Generali 15. hanc terrarum filiorum suorum sudore et sanguine exultarum et rigatarum tabulam D. D. D. Prouinciae Paraquariae Soc. Iesu anno 1732.

Dieser vorgebliche Jesuiterstaat führte 1754. und 1755. einen wirklichen Krieg mit Portugal und Spanien seinen beiden Nachbarn, welcher bis 1758. fortgedauert hat. Die Abtretung einiger ihrer Missionen an Portugal, und die Ankauf portugiesischer Truppen, sie in Besitz zu nehmen, um die Grenzen beider Reiche in Südamerika zu berichtigen, waren die Veranlassung desselben. Vorher suchten die Jesuiten durch Vorstellungen am Madrider Hofe, daß Portugal durch den Tausch Meister vieler schiffbaren Flüsse würde, die sich bis ins Innere von Peru ergössen, und Spanien eine große Anzahl nützlicher Unterthanen verlore, den Tractat aufzuheben. Und wie dieses nicht glückte, griffen sie zu den Waffen. Ihre Guaranis, die Feuergewehr führten, bis hatte der spanische Hof den Jesuiten schon im vorigen Jahrhundert erlaubt, um ihre wehrs

wehrofen Missionen gegen die Anfälle der Paulisten aus Brasilien zu vertheidigen, widersetzten sich den einrückenden Spaniern und Portugiesen. Sie wurden aber von dem General der letztern, Freire de Andrada, mit grossem Verlust zurück geschlagen, und alle Missionen an der östlichen Seite des Uruguay erobert. Damals schon behaupteten die Portugiesen, daß weder die Spanier noch ihr Anführer Don Joseph Andomaqui, je von diesen Ländern, wohin die Portugiesen ihnen als Sieger den Weg zeigten, Nachricht gehabt hatten.

Die Portugiesen von der Capitainerie von St. Paul, welche die Grenzen der Jesuitenlande bewohnten, bemerkten, daß die Pater ihre Gewalt auch an dieser Seite nordwärts auszubreiten suchten, und baueten also ein Fort dahin, um ihnen Widerstand zu thun; dieses Fort, welches am Pardosflusse belegen ist, welcher in Brasilien entspringt, und an der Grenze dieses Landes sich in den Parana ergießt, findet man auf der Charte der Jesuiten als den Portugiesen zugehörig angezeigt.

Fünfter Brief.

Lissabon den 15ten April 1777.

Aus der Charte, welche die Jesuiten herausgaben, erhellet es, daß der Fluß Pardo in dem Gebiet der Portugiesen fließt, diese auch geruhige Besitzer des Landes im Jahr 1732. waren, folglich 18 Jahre vor dem Grenztractat 1750.

Die beiden Bevollmächtigten, welche den Grenztractat 1750. schließen sollten, waren Thomaz de Silva Telles und Don Joseph de Carvalho y Lancaster. Sie kamen beide überein, daß es unmöglich sey, ihren Auftrag ohne eine Charte des Landes zu erfüllen; sie gaben also Befehl, daß man eine zu ihrem Gebrauch verfertigen sollte, auf welcher die Besitzungen der beiden Kronen und was jede der andern abtreten sollte, angezeigt würde; damit die Charte zur Grundlage des Grenztractats dienen könnte.

Diese Charte ward von beiden Bevollmächtigten für richtig erklärt, sowohl als die beiden Copien, wovon die eine auf portugiesisch in den Archiven von Madrid aufbewahrt werden sollte, und die andre in spanischer Sprache sollte in den Archiven von Lissabon bleiben. Der Titel der Charte war folgender:

Mapa.

Mapa.

De los Confines del Brezil, con las
tierras de la Corona de Espana en la Ame-
rica Meridional. En el Anno 1743.

Diese Chartre machte allen Grenzstreitigkeiten, vorzüglich im nördlichen Brasilien, welche bis 1750. entstanden waren, ein Ende. Nur blieb noch eine grosse Strecke Landes, von Rio Pardo, bis an die Etablissemens der Jesuiten am Uruguan, über, dieses sollte nach dem Gutdünken beider Höfe durch die Vermittelung gemeinschaftlicher Freunde entschieden werden. Allein der Krieg mit den Guaranis, den beide, ungeachtet des letzten Sieges über die Armee der Jesuiten, fortsetzen mußten, die Schwierigkeiten, den Truppen so weit von den Besatzungen beider Reiche die erforderlichen Nothwendigkeiten zu verschaffen, vereitelte die Vollziehung des Grenztractats und die Abtretung von San Sagrament. Die Spanier zogen 1758. ihre Truppen zurück, aber die Portugiesen blieben in ihren Eroberungen unter den Guaranis, bis ein Krieg in Europa beide Reiche 1761. in Feindseligkeiten verwickelte, die sich bald hernach, wie schon gemeldet worden, auch bis an die Ufer des Uruguan, und die nach San Sagrament ausbreiteten, und durch den Pariser Frieden beigelegt wurden.

Zwölfter Brief.

Lissabon den 20sten April 1777.

Die von Don Cevallos in America angefangene Streitigkeiten zwischen Portugal und Spanien wurden alle Tage lebhafter; man machte verschiedene Versuche, die beiden Kronen zu vereinigen, als eine Begebenheit Hofnung gab, daß man den spanischen Hof von der Aufrichtigkeit des portugiesischen und seinem Verlangen, mit Spanien in guten Vernehmen zu seyn, überzeugen könnte.

Der Aufbruch von Madrit 1766. gab dem Marquis von Pombal Gelegenheit, dem spanischen Hofe seinen guten Willen zu bezeigen. Die Nachricht von dieser Begebenheit war kaum in Lissabon angekommen, als man einen Courier nach Madrit schickte, um Sr. Catholischen Majestät allen möglichen Beistand anzubieten, und ihn zu versichern, daß die Truppen auf den Grenzen von Portugal Befehl hätten, Ihro Majestät in allem Gehorsam zu leisten, und auf der Stelle zu marschiren, wenn Sie es für gut befänden.

Dieses Anerbieten ward sehr gut zu Madrit aufgenommen, und die Correspondenz, welche während dieser Zeit beide Höfe wieder anfiengen, gab dem portugiesischen Minister Hofnung, daß die jetzige Verfassung der Sachen vielleicht dienen

Dr. ab. Portugal,

E

könnte,

konnte, alle ihre Streitigkeiten auf eine freundschaftliche Art beizulegen.

Zu diesem Ende schlug der Marquis von Grimaldi dem portugiesischen Abgesandten am 1. May 1767. vor, einen Traktat zu schließen.

Als der Hof zu Lissabon von diesen Gesinnungen benachrichtiget war, erhielt der Gesandte Befehl, das Anerbieten anzunehmen, und Sr. Catholischen Majestät zu versichern, daß der König von Portugal glaubte, sie müßten ihren beiderseitigen Generals Befehl geben, alle Feindseligkeiten einzustellen, und die Sachen wieder auf denselben Fuß zu setzen, wie sie solche im May 1767. gefunden hatten *). Der Brief, welcher diese Befehle enthielt, schloß sich auf folgende Weise: „Im Fall Ihre Catholische Majestät diesen Vorschlag genehmigen, und Euch eine Copie von dem Befehl, welcher an Herrn' Buccarelli, Gouverneur von Buenos Ayres, geschickt werden soll, anvertrauen wollen, sollt Ihr eine Abschrift von dem

*) Beide Theile hatten in Brasilien einander angegriffen. Auch Bougainville, der gerade um diese Zeit in Rio Janeiro, und Buenos Ayres war, waren die Spanier in diesem Jahr vom Rio Grande in Upava, wo sie eine Forteresse hatten, verjagt. In Rio Janeiro hatte man ein spanisches Kriegsschiff angehalten.

dem Einschluß an den Marquis von Grimaldi geben.

Diesem Schritt zu Folge meldete Marquis de Grimaldi den 19ten October dem portugiesischen Gesandten, „daß Ihre Catholische Majestät den Vorschlag genehmigten, und das größte Verlangen hegten, Beweise von Ihren freundschaftlichen Gesinnungen abzulegen; wovon er seinen Hof benachrichtigen könnte.“

Nachdem diese Befehle gegeben worden, hörten alle Feindseligkeiten zwischen beiden Mächten während der Administration des Marquis de Bucarelli auf; das heißt bis zu Ende des Jahrs 1773. Damals wurden die Portugiesen verschiedentlich beleidiget, welches sie doch bloß als eine Folge der Streitigkeiten ansahen, die natürlich zwischen einzelnen Unterthanen zweier benachbarten und wettifernden Mächte entstehen müssen.

Sie wurden aber bald aus ihrem Irrthum gezogen; denn Marquis de Vertig machte auf Befehl des Don Francisco Bruno de Lavala und an der Spitze einer Armee von 6000 Mann ein Manifest zu Rio Hardo bekannt, worin er dieses Land für ein Eigenthum des Königs von Spanien erklärte, und daß er die Portugiesen als Straßenräuber und Diebe behandeln würde.

Diese hatten desto mehr Ursache bestürzt zu seyn, da die Spanier während dem ganzen Jahr 1774. Kriegsvorrath von aller Art bekamen, und die portugiesischen Schiffe beständig beschossen, welche Provisionen in den Hafen von Patres Mor führten; welcher gegen Norden vom Fluße grande de San Pedro belegen, und der einzige Ort ist, wo die Portugiesen den nöthigen Vorrath für ihre Niederlassungen in der Gegend des Uruguay bekommen können.

Als der Marquis von Grimaldi hievon benachrichtiget wurde, schlug er eine neue Unterhandlung vor, und bediente sich verschiedencmal dieser Worte: der König, Guer Herr, mag sagen was er verlangt, und Ihre Majestät werden Ihn gerne befriedigen, sollte es auch mit Aufopferung Ihres eigenen Interesse geschehen,

Diese Unterhandlung ward zum zweitenmale im November 1775. vorgenommen, und der portugiesische Minister schrieb an seinen Hof, daß der König von Spanien Befehle an den Gouverneur von Buenos Ayres ausgefertigt habe, die Feindseligkeiten seit dem Anfange der Unterhandlungen einzustellen.

Als eine Antwort auf diese Nachricht ward der Gesandte bevollmächtigt zu declariren, daß Ihre allergläubigste Majestät Befehl gegeben hätten,

hätten, ein Schiff nach Rio Janeiro auszurüsten, um den kommandirenden Seeofficieren die gemessensten Befehle zu bringen, mit allen Feindseligkeiten einzuhalten, und alles wieder auf den Fuß zu setzen, als es den 17ten Julius gewesen war, wie diese Unterhandlung in Europa anfieng. Im Schlusse dieses Briefes waren folgende Worte: Ew. Excellenz können diese Versicherung dem Hofe von Madrid schriftlich geben, und eine ähnliche von Marquis de Grimaldi fordern.

Der Gesandte gab dem Befehl gemäß diese schriftliche Versicherung, und unterdessen das besagte Schiff den Brief vom Marquis von Grimaldi erwartete, erhielt der Hof von Lissabon ein Schreiben von seinem Gesandten in Madrid, des Inhalts: daß ein gemeinschaftlicher Freund (Lord Grantham) es über sich genommen, ihre Streitigkeiten zu entscheiden, und um diesen Zweck zu erreichen, hätte er ihm als das beste Mittel angerathen, seinen ersten Brief zurück zu nehmen und einen andern zu schreiben, worin die Zeit nicht bestimmt wäre, nach welcher die Eroberungen in Brasilien auf dem vorigen Fuß gesetzt werden sollten. In diesem Schreiben durfte auch des 17ten Julius keiner Erwähnung geschehen, eben so wenig als des Datums, da Sr. Catholischen Majestät auf einen Waffenstillstand angetragen, da man dies in Lissabon nur durch Mittheilung

theilung der Madrider Conferenzen vom 12ten August erfahren können.

Weil sich der portugiesische Gesandte darauf verließ, daß die Bemühungen seines Freundes ihm helfen würden, die Sache zu einem glücklichen Ausgange zu bringen, nahm er es auf sich, seinen ersten Brief zurück zu nehmen; und einen zweiten von folgendem Inhalt zu schreiben:

Ein Courier, welcher diesen Augenblick angekommen ist, bringt mir einen Befehl, Ew. Excellenz ausdrücklich zu versichern, daß der König mein Herr ein Schiff nach Brasilien abgeschickt hat, mit dem gemessensten und peremptorischen Befehl, alle Feindseligkeiten belzulegen.

Ich bitte Ew. Excellenz mir einen Revers zu geben, meinem Hofe zu melden, daß Ihre Catholische Majestät das nehmliche gethan haben.

Die Antwort des Marquis von Grimaldi war folgende:

Se. Majestät befehlt mir, Ew. Excellenz zu benachrichtigen, daß dem Gouverneur von Buenos Ayres seit dem 12ten August Befehl gegeben worden, alle Feindseligkeiten mit den portugiesischen Truppen zu vermeiden, wöfern diese nichts gegen die Unterthanen Se. Majestät unternehmen, und keine Angriffe auf die spanischen Länder wagen.

Der

Der portugiesische Hof, ob er gleich über den Schritt des Gesandten mit Recht erstaunte, der so ausdrücklich versichert hatte, daß das nach Rio Janeiro bestimmte Schiff schon abgesegelt sey, welches der weltkundigen Wahrheit so offenkundig zuwider war, war dennoch nicht weniger geneigt, den Streitigkeiten ein Ende zu machen. Man fertigte also aufs eilfertigste Befehle aus, alle Feindseligkeiten so bald als möglich einzustellen. Diese Befehle kamen aber nur am 1sten April 1776. in Brasilien an, gerade am selben Tage, als der Hof zu Lissabon die Nachricht von der den 19ten Febr. 1776. geschehenen Zerstörung neun portugiesischer Schiffe in Rio Grande de San Pedro erhielt; und daß die Spanier sogar während der ganzen Unterhandlung sechs Batterien errichtet und mit Garnisonen versehen hätten; auch daß sie alle Hauptpässe befestigten.

Dreizehnter Brief.

Lissabon den 25sten April 1777.

Der Marquis von Teoradio, Vizekönig von Brasilien, war bey Empfang des Briefes, welcher den Befehl enthielt, die Feindseligkeiten einzustellen, sehr verlegen. Er gehorchte dennoch dem Willen des Königs unbedingt, und fertigte

tigte die nöthigen Befehle zum Waffenstillstande an die verschiedenen Gouverneurs ans.

Einige Tage, nachdem diese Befehle abgegangen waren, bekam er Nachricht, daß die Spanier den 26sten März und hernach den 2ten April verschiedene Angriffe gemacht hätten; und bald nachher erhielt er Briefe von den Gouverneurs von Rio Parba und Rio Grande, die ihm meldeten: daß der Zustand der Sachen ihnen nicht erlaubt hätte, seinen Befehlen gemäß zu handeln, ohne sich und das Land dem Guldinken der Spanier völlig zu unterwerfen, welche ihrem Manifest zu Folge sie insgesamt als Diebe und Räuber zu behandeln erklärt hätten. Sie entschuldigeten sich, daß nur eine unvermeidliche Nothwendigkeit sie zwänge Feindseligkeiten auszuüben, und wider ihren eigenen Willen, seine Befehle, und den ausdrücklichen Willen des Königs nicht zu befolgen.

In diesem Zustande waren die Sachen, als der Marquis von Pombal beim Tode des Königs, nachdem er verschiedenumal um seinen Abschied angehalten, die Erlaubniß erhielt, sich auf seine Güter zu begeben. Er behielt die Besoldung seiner Stelle als Staatssecretair auf Lebenszeit, die einzige Belohnung, die er während seiner langen Staatsverwaltung erhalten hat. D.

Ich

7 Herr Kriegsrath Dohm hat in seinen Materialien

Ich muß hier bemerken, daß man seit dem Anfange der Unterhandlungen zwischen Spanien und Portugal, dem portugiesischen Minister zu verstehen gegeben hatte, ohne es doch je öffentlich vorzuschlagen, daß, um den Streitigkeiten ein Ende zu machen, und die Freundschaft zu befestigen, welche die Natur selbst unter beiden Nationen errichten zu wollen schiene, sie einander gegenseitig ihre Besitzungen in America garantiren sollten; und daß, wenn die Ländereien der Spanier oder Portugiesen angegriffen würden, sie gemeinschaftlich von beiden Partheien vertheidiget werden sollten. Diese Unterhandlungen wurden endlich den 1sten October 1777, von dem spanischen Minister, dem Grafen von Florida Blanca, und dem portugiesischen Abgesandten in Madrid, Don Franz Januário de Sousa Coutinho, zu Stande

hien zur Staatsgeschichte und Statistik, dritte Lieferung, S. 321. ff. aus des Ministers Vertheidigungsschrift Beweise geliefert, die überhaupt gute Erläuterungen zur Geschichte dieses Ministers geben. Dombal versichert darin, er habe als Minister kein complettes Silbererzwerk gehabt, und wenn mehr als fünf und zwanzig Personen bei ihm speiseten, das nötige Silber vom Cardinal Acunha, und andern Staatssecretairen leihen müssen. Seit 1752 erhielt er vom König die Commanderie St. Michael de tres Minas, und die Stadt Oeyras, von der die Familie Corvalho den gräflichen Titel führt.

Stande gebracht, nachdem in Südamerika bereits seit dem 7ten September eben dieses Jahres alle Feindseligkeiten eingestellt waren. Dies geschah durch den Tractat von Ilobosque, der nachher durch den bekannter gewordenen Tractat von Pardo vom 24sten März 1778. bestätigt wurde, und den ich zu dem Ende hier beifügen will *).

Donna

*) Dieser Tractat von Ilobosque ist in Deutschland bisher unbekant gewesen, und er findet sich nur im Extenso nach dem portugiesischen in Lissabon den 1sten December publicirten Original abgedruckt, in Storia dell Anno 1777. Venezia a Spese di Francesco Pitteri. S. 207/224. Et erläutert nicht nur die vorhergehenden Streitigkeiten ungenüßlich, sondern bestimmt auch die Grenzen beider Reiche in America aufs genaueste, die noch auf keiner Charte nach demselben verzeichnet sind. Nach diesem Tractat hat Portugal freilich seine Herrschaft über das nördliche Ufer des La Plata flusses eingebüßt, aber auch dagegen ansehnliche Strecken Landes am Uruguay, die dieser Krone schon einmahl durch den unterbrochenen Vertrag vom 13ten Jenner 1750. abgetreten waren, und im mittlern Brasilien, erlangt. Der Frieden zu Pardo ist bekanntlich auch auszugsweise verschiedentlich gedruckt worden, allein zu sehr abgekürzt. Die Hauptpunkte desselben bestehen in einem erneuerten Freundschafts- und Handels tractat, wonach die Unterthanen der schließenden Mächte, in beiderseitigen Reichen, die Handels-

frei

Donna Maria, von Gottes Gnaden Königin von Portugal und Algarbien, diesseit des Meers, und jenseit in Africa, thue hiermit allen bekant, welche gegenwärtige Urkunde sehen, in welcher den 1sten October dieses Jahres 1777. in Idesfonse zwischen mir und dem großmächtigsten König von Spanien, Carl dem zweiten, ein Präliminartractat unterschrieben ward, den unsero Bevollmächtigten, von meiner Seite Don Franz Innocenz di Sousa Coutinho, und von Seiten Sr. Catholischen Majestät, Don Joseph Monino, Graf

freiheiten der begünstigten Nationen genießen sollen, und Portugal und Spanien beinahe eine Union geschlossen haben. Portugal verspricht, in der Insel und dem Hafen von St. Catharing weder fremde Kriegsschiffe, noch Handelsfahrzeuge, ausser im Fall der äußersten Noth einzunehmen. Auch trat diese Krone an Spanien, für die zurückgekehrten Eroberungen zum Besten des spanischen Activnegerhandels, die Insel Annobon und Fernando del Po ab, nebst der Freiheit für spanische Unterthanen auf der gegen überliegenden guineischen Küste, bei dem Flusse Gabean, Camerones, St. Domingo und Cap Formoso Neger handeln zu können. Vier Jahre nach geschlossenem Frieden sollen auch die Portugiesen Freiheit haben, brasilischen Taback nach Annabon und Fernando del Po schicken zu können. Der Frieden selbst steht in Extensa im Anno historico, 1778. p. 183/195.

Graf von Florida Blanca, geschlossen haben, und dessen Inhalt folgendermassen lautet:

1) Es soll ein beständiger fester Friede zu Wasser und zu Lande in allen Theilen der Welt zwischen Spanien und Portugal seyn. Alles, was beide Mächte und ihre Unterthanen gegen einander feindlich unternommen haben, wird in Vergessenheit gestellt, die vorhergehenden Tractaten vom 13ten Februar 1668. vom 6ten Febr. 1713. und vom 10ten Febr. 1763. werden hiermit bekräftigt, als wenn sie wörtlich eingedruckt wären, die Stellen ausgenommen, die durch diesen Präliminarvertrag ausdrücklich abgeändert worden.

2) Alle zu Lande und Wasser von beiden Seiten gemachte Gefangene sind frey, ohne Ranzion. Ihre gemachten Schulden müssen aber bezahlt werden. Alle Artillerie und Munition, alle Relegs- und Rauffahrtenschiffe, die seit dem Pariser Frieden erobert worden, werden innerhalb vier Monaten nach diesem Präliminartractat zurück gegeben.

3) Da die portugiesische Colonie St. Sagrément, nebst der Insel Gabriel, und andern Orten am nördlichen Ufer des La Plataflusses, auf welche Portugal ein Recht zu haben vermeldet, die vornehmste Ursache des Zwistes zwischen beiden Kronen

nen gewesen, weil dadurch die ausschließliche Schifffahrt der Spanier nach dem La Plata und Uraguay beeinträchtigt ward, so sind beide Höfse dahin übereingekommen, um einen ewigen Frieden zu erhalten. Die Schifffahrt auf dem La Plata, nebst dessen nördlichen und südlichen Küste sollen der Krone Spanien und ihren Unterthanen ausschließlich gehören, ingleichen die freie Schifffahrt auf dem Uraguay bis dahin, wo der Fluß Pepiri oder Pepiri Guazu in den Uraguay fällt; und alles Land am nördlichen Ufer des La Plata bis zu folgender Scheidungs-Linie gehört an Spanien. Diese Linie nimmt an der Meeres-Küste, beim Flusse Euy und dem Fort St. Michael den Anfang, geht durch beide Seiten des Sees Merim, die Flüsse und Bäche, die sich in dem Flusse Negro ergießen, mit einbegriffen, so, daß diese nebst allen Flüssen, welche in dem La Plata und Uraguay, bis zur Mündung des Pepiri fallen, nebst allen Ländern, die Portugal hier besessen, oder in Anspruch genommen hat, der Krone Spanien anheim fallen, und Portugal allen Ansprüchen entsaget, die es auf diese Länder zu Folge des Utrechter Friedens machen konnte.

4) Um allen andern Veranlassungen zum Streit zwischen beiden Mächten zu vermeiden, welche beiderseit ihre Herrschaft über den See dell

Dchs

Oche (Lagoa dos Patos) und dem Fluß Grande di St. Pedro bis am Fluß Jacui ausdehnen wollen, welcher in dem letztern fällt; so ist man hierüber folgendermassen eins geworden. Die Einfart *) und Schiffahrt dieser Gewässer sollen der Krone Portugal ausschließlich gehören, und das portugiesische Gebiet seinen Anfang nehmen, von dem Flusse Lahim an der südlichen Seite des Flusses Grande di St. Pedro, und vom ersten Flusse ostwärts in gerader Linie, längst dem Moraste Manguelra bis ans atlantische und westwärts von einer Grenzlinie, durch den See Mexim,

- *) An der Einfart des ersten Flusses Rio Grande die St. Pedro liegt wahrscheinlich der S. 68. bemerkte portugiesische Haupthafen Patras Mor; und ist eben derselbe, den Lopez Charte de la Entrada del Rio grande de San Pedro situado en la Costa, N. E. del Rio de la Plata, Madrid 1777. unter dem 32 Gr. südlicher Länge bemerkt. Den Namen hat Lopez nicht, wie wol er verschiedene Niederlassungen, Schanzen und von den Portugiesen hier angelegte Befestigungen, auch ihren Hauptort unter der Benennung Fortaleza y Poblacion del Rio Grande de San Pedro. Auf Danvilles Charte findet sich der Fluß sehr deutlich, nebst einigen portugiesischen Niederlassungen, auch in Dr. Robertsons Charte von Südamerika; die vom Ritter Pinto bei Brasilien verbessert worden, aber der Name Patras Mor auf keiner von beiden.

rim, und durch dem ersten Fluß, der von Süden her, in diesen See fällt, und nahe an dem portugiesischen Orte St. Goncalo vorbeifließt. Von hier erstreckt sich das portugiesische Gebiet weiter bis an den Ursprung verschiedener Flüsse, welche in den angeführten St. Peterfluß und Jacui fallen. Ferner oberhalb der beiden Flüsse Ararica und Copacui, welche den Portugiesen verbleiben, und bis zu den Flüssen Piratini und Ibiuini, die zum spanischen Antheil gehören, wird von diesen wieder eine Linie bis zur Mündung des Flusses Pepirigudzu gezogen, die portugiesischen Besitzungen von den spanischen Niederlassungen und Missionen am Uruguay zu scheiden. Die Grenzcommissarien, welche diese Linie bei derseitiger Besitzungen in Südamerika vom See Merim bis zum Flusse Pepiri Guazu ziehen sollen, in welcher keine großen Flüsse das Gebiet beider Mächte durchkreuzen, müssen die Grenzen über die Spigen der Berge, durch Quellen und Nebenbäche der Flüsse folgendermassen führen, so daß Flüsse, die in den Ländern eines der schließenden Staaten entspringen, und eine Strecke darin fortlaufen, demselben Staat immer bis zu ihrem Ursprung gehören sollen. Wo diese vorgeschriebene Demarcation aber nicht angeht, soll man sich nach ähnlichen Fällen richten, die in andern Artikeln dieses Tractats vorgeschrieben sind. Was von spanischen Ländern nordwärts dieser Li-

nie

nie liegt, treten Se. Katholische Majestät an Portugal nebst allen daran habenden Rechten ab.

5) Nach dem, was in den vorhergehenden Artikeln zwischen beiden Mächten ausgemacht worden, verbleiben die Seen Merim und Mangueira, die Ordnung zwischen beiden, und die Meeresküste längst denselben, sowol von der spanischen als portugiesischen Herrschaft ausgeschlossen, so, daß keiner von beiden sie in Besiz nehmen. Die Portugiesen dürfen sich nicht südwärts über den Fluß Tahim ausbreiten, und die Spanier nicht nordwärts über die Flüsse Chui und St. Michael. Portugal aber tritt an Spanien alle am Fluß Chui gehabte Häfen, das Fort St. Michael und dem Hafen Castelli gränds nebst den dazu gehörenden Districten ab.

6) Das längst der Grenzlinie bis zur Vereinigung des Pepiri guazu mit dem Uruguay-belegene Land, etwa von der Breite der beiden im vorigen Artikel benannten Seen Merim und Mangueira, wird ebenfalls von dem Gebiete beider Reiche als eine neutrale keinen zugehörige Gegend getrennt. Keinen soll erlaubt seyn, hier Schanzen, Bestungen oder Postirungen anzulegen, und für die Unterthanen beider Mächte sollen Grenzpfäle, Scheidemarken gesetzt werden, damit sie wissen, wie weit sie sich ausbreiten dürfen,

ten Fluß geht die Grenzlinie wieder hinauf, bis da, wo er in den Parana von Osten her fällt. Nun folgt sie den Parana bis dahin, wo der Fluß Igurei sich an der westlichen Seite mit diesem Strome vereinigt.

9) Von dem Einfluß des Igurei in den Parana geht die Grenze den ersten Fluß bis zu seinem Ursprung hinauf. Sie läuft von hier in einer geraden Linie durch das hohe Land bis an den Fluß, der dieser Grenze am nächsten fließt, und in die östliche Seite des Paraguay fällt. Die Grenze geht hierauf den Paraguay hinauf bis zu den Morästen, die den Namen Laguna bey Caranes führen, und durch diese Moräste bis an die Mündung des Flusses Jauru.

10) Von der Mündung des Flusses Jauru wird die Grenze westwärts in gerader Linie bis an das südliche Ufer des Flusses Guapore oder Itenes gezogen, der Mündung des Flusses Carare gegen über, welcher ebenfalls sich an der Seite des nördlichen Ufers mit dem Guapore vereinigt. Sollten aber die Grenzcommissarien bey Untersuchung des Landes zwischen den Flüssen Jauru und Guapore andere Flüsse und natürliche Zeichen finden, die bequemer und mit mehrerer Sicherheit die Grenzen beider Länder bezeichnen könnten, so soll zwar die Schifffahrt auf dem Jauru, und der Weg, den die Portugiesen von Guayaba

tada nach Matogrosso gewöhnlich zu nehmen pflegen, der Krone Portugal ausschließlich verbleiben, allein beide contrahirende Mächte genehmigen die neue Veränderung, doch ohne ansehnliche Vergrößerung und Verminderung ihres beiderseitigen Gebiets. Von dem angenommenen Orte des südlichen Ufers des Guaporeflusses erstreckt sich die Grenze weiter diesen Fluß herunter, bis er sich mit dem Mamore vereinigt, (ein Fluß, der in der Provinz San Croce di Serra entspringt, und durch die Mission der Mogos streicht,) bey dieser Vereinigung den Namen Madeira bekommt, und nachher sich mit dem Marañhon oder Amazonasfluß an dessen südlichen Ufer vereinigt.

II) Von der Vereinigung der beiden Flüsse Guapore und Mamore, geht die Grenzlinie den Fluß Madeira hinab bis an einen zu bestimmenden Ort, der in gleicher Entfernung von dem Amazonasfluß, und dem Ursprung des Madeira, durch die Vereinigung eben genannter Flüsse liegt. Von hier läuft die Grenze sowärts bis an das östliche Ufer des Flusses Japary, aber in den Marañhon fällt, und diesen Fluß hinab, bis an den Marañhon, den die Spanier Orellana, und die Eingebornen Guiana nennen. Die Grenzlinie folgt nun, dem Lauf des Marañhon bis zur westlichsten Mündung des Japuary, der von Norden her in den Marañhon fällt.

§ 2

12) Die

(12) Die Grenze geht von hier dem Fluß Zapura hinauf bis an den Punct, wo die portugiesischen Niederlassungen von beiden Ufern des Zapura und Negroflusses bedeckt werden können; die ehemalige Verbindungen, Bedeckungen und Grenzen, womit die Portugiesen ihr Gebiet zwischen beiden Flüssen, zur Zeit des 1750. den 13ten Jenner geschlossenen Grenztractats wahrten, bleiben nach den Worten des neunten Artikels dieses Tractats dieselben; ohne jedoch die spanischen Besitzungen, ihre Verbindungen unter einander, und den Orinocofluß einzuschränken, so, daß die Spanier weder sich in den portugiesischen Besitzungen zwischen beiden Flüssen ausbreiten, noch den Fluß Zapura von seiner westlichsten Mündung an, bis an den zu bestimmenden Grenzpunkt, oder den schwarzen Fluß beschiffen sollen. Die portugiesischen Unterthanen dürfen ebenfalls diese Linie nicht überschreiten, jenseits derselben, die benannten Flüsse, und die kleinen, welche sich in dieselben ergießen, beschiffen; auch nicht den Orinoco befahren, und von den spanischen Ländern weder über bewohnte noch unbewohnte Gegenden ihre Herrschaft ausbreiten. Eben deswegen sollen die genannten Grenzcommissarien die Seen und Flüsse genau aufsuchen, welche in den Zapura und Negro fallen; welche von diesen sich gegen Norden einander am meisten nähern, und darnach die

Die Grenzen der beiderseitigen Schifffahrt bestimmen. Die Gebirge, welche sich von dem Orinoco bis zum Maranthon und jenseit beider Flüsse erstrecken, machen die fernern Grenzen beider Länder gegen Norden, ohne doch das beiderseitige Gebiet beträchtlich zu vergrößern oder zu vermindern.

13) Die Schifffahrt auf den Flüssen, wodurch die Grenze geht, bleibt beiden Nationen gemeinschaftlich, bis an den Punct, wo der Fluß nebst seinen beiden Ufern einen von den contrahirenden Mächten allein gehört. Hier hört die gemeinschaftliche Schifffahrt auf, und nur die Unterthanen der Macht, welche das Obercigenthum hat, dürfen den Fluß von der Grenzlinie an allein beschißen. Zu dem Ende sollen an den Grenzen Zeichen und Grenzpfähle für die Unterthanen beider Mächte, mit Ueberschriften gesetzt werden, um den Anfang und das Ende der gemeinschaftlichen Schifffahrt genau zu bemerken.

14) Alle Inseln in den Flüssen, die theils für Grenze dienen, theils durch welche die Grenze geht, gehören demjenigen, dessen Gebiet selbige bei allen Jahreszeiten, und selbst in der trockensten Witterung am nächsten liegen. Sind sie aber vom beiderseitigen Gebiet gleich weit entfernt, so bleiben sie neutral, ausgenommen, wenn sie von beträchtlicher Größe wären. So
dann

dann sollen sie der Grenzlinie zu Folge zwischen beiden Mächten getheilt werden.

15) Obgleich in den vorhergehenden Artikeln die beiderseitigen Grenzen aufs genaueste bestimmt worden, um Zweifeln und Zwissigkeiten keinen Raum zu lassen. Nichts desto weniger sollen bey den besondern Scheidungspuncten des beiderseitigen Gebiets Commissarien von beiden Theilen ernannt werden, dies müssen Leute von bekannter Rechtschaffenheit seyn, die das Land genau kennen, und sie müssen selbst an den Orten zusammen kommen, wo die Grenze nach den Friedenstractaten verändert oder genauer bestimmt werden soll. Von der ganzen Grenze, welche die Commissarien genau bestimmt haben, müssen sie von beiden Theilen unterzeichnete Charten entwerfen und ihren Höfen übersenden. In diesen werden die Puncte, worin sich beide Commissarien vereinigt haben, genau und umständlich angezeigt. Wo sie aber Zweifel haben sollten, wird der Entscheidung und dem Gutdünken beider Höfe überlassen. Damit aber dieser Grenztractat desto eher zu Stande kommen und vollendet werden möge, ernennen beide Höfe für jede Provinz, und selbst für besondere Gegenden, eigene Grenzcommissarien, damit zu einer und derselben Zeit in Ausführung gebracht werde, was zwischen beiden verglichen worden.

16) Die

16) Die im vorigen Artikel benannten Commissarien, haben ausserdem, was ihnen in den vorigen Artikeln vorgeschrieben worden, bey den nicht genau ausgemachten Punkten vorzüglich darauf zu sehen, gemeinschaftliche Sicherheit, Ruhe und Frieden zwischen beiderseitigen Unterthanen zu erhalten, und alle mögliche Contrebande zu verhindern. Sie sollen daher zu diesem Behuf besondere Instructionen bekommen, um Streitigkeiten zu vermeiden, die über die gegenwärtigen Besizungen beider Mächte, und die gemeinschaftliche oder ausschliessliche Schiffart auf den Flüssen, zu Folge des dreizehnten Artikels entstehen könnten, auch keinesweges die Unterthanen beider Mächte, im Besiz ihrer Aecker, Felder, Wiesen und Bergwerke stören, welche sie nach diesem Tractat nicht abzutreten, befugt sind. Denn die Absicht beider hohen Souverains geht bey diesen Frieden einzig dahin, eine beständige unzertrennliche Freundschaft und Einigkeit zwischen beiden Theilen zu gründen, und in diesen ungeheuern Ländern, durch die ausgemachte Grenze keinesweges das Privateigenthum beiderseitiger Unterthanen zu beeinträchtigen, sondern jedem, was er besizt, durch diesen Tractat zu versichern, so, daß darüber zu keiner Zeit Zweifel oder Streit entstehen könne.

17) Jeder Unterthan beider Mächte, den man an den Grenzen als Contrebandier ertappen wird,

wird, soll für seine Person und die bey sich habenden Güter, nach den Gesetzen des Landes bestraft werden, wo er mit der Contrebande ergriffen worden. Eben dieselben Strafen sollen auch an beiderseitige Unterthanen vollzogen werden, welche das Gebiet des andern Reichs betreten, oder die Flüsse befahren, auf denen eine gemeinschaftliche Schifffahrt verboten ist, den einzigen Fall ausgenommen, wo sie bey unpermeidlicher Nothwendigkeit gezwungen sind, einen Hafen oder das Gebiet einer andern Macht zu berühren, oder daß sie in Geschäften ihrer Gouverneurs oder Befehlshaber, über die Grenzen verschifft werden, in welchem Fall sie mit einem Passe über den Endzweck ihrer Reise versehen seyn müssen.

18) Auf den Flüssen, wo die Schifffahrt bey den Theilen auf dem ganzen Fluß, oder nur in bestimmten Gegenden gemeinschaftlich zusteht, sollen keine Bestungen, Posten oder Zollhäuser angelegt werden, auch die beiderseitigen Unterthanen, nicht visitirt, noch mit Zinsposten oder andern Anforderungen beschwert werden. So bald sie aber ohne Erlaubnis, und gehörige Attestate über die Gränze, und in das Land einer andern Macht kommen, oder die Grenzen der gemeinschaftlichen Schifffahrt überschreiten, sollen sie wie die Uebertreter des vorigen Artikels bestraft werden.

19) In

19) In dem Fall, daß spanischen und portugiesischen Vasallen, oder den Befehlshabern beider Kronen, an den Grenzen, Streifigkeiten wegen Uebertretung der Scheidungslinien eintreten sollten, darf kein Theil von dem streitigen Terrain Besitz ergreifen, oder sich selbst einherrschaftlich Genugthuung verschaffen, sondern sie sollen suchen sich gemeinschaftlich zu vergleichen, und ihren Höfen davon gehörige Nachricht geben. Diejenigen, welche gegen den Tractat gehandelt, sollen nach Gutbefinden der beleidigten Macht bestraft werden. Gleiche Strafen leiden auch alle diejenigen, welche es wagen möchten, das Land, oder die neutralen Grenzen zwischen beiderseitigen Gebiet, in Besitz zu nehmen, zu besiedeln, oder zu ihrem Vortheil zu gebrauchen. Auch müssen die Befehlshaber an den Grenzen dahin sehen, daß diese Gegenden Räubern, Mördern, und andern Schindeln nicht zum Aufenthalt dienen, sondern diese zu verfolgen und auszurotten gemeinschaftlich bemüht seyn. Da der Reichthum der Einwohner dieser Gegenden in Sklaven besteht, so sind beide Mächte dahin übereingekommen, denen in ein ander Gebiet flüchtenden keine Freiheit zu erlauben, sondern ihnen nur Schutz zu verstaten, und dahin zu sehen, daß solche bei der Wiederauslieferung keine schwere Strafe leiden, wofern sie solche nicht durch vorhergehende Verbrechen verdient haben.

20) Um

20) Um gegenwärtigen Tractat vollkommene und dauerhafte Festigkeit zu geben, cediren und übergeben beide pacificirende Mächte, zu mehrerer Erhaltung eines beständigen Friedens, einander und ihren Erben, alle Rechte und Ansforderungen, welche sie auf die abgetretenen Länder und die Schiffart der Flüsse machen könnten, die Kraft dieses Vertrages einer Macht besonders überlassen worden. Zum Beispiel, was die Krone Portugal an beiden Ufern des Maranhon oder Amazonenflusses besitzet, was derselben in dem District von Matagrosso gehört, oder was sich die Krone Spanien am Flusse Maranhon, vom Einfluß des Japuri stroms aushebungen hat, ferner wo der Maranhon bis zur westlichen Mündung des Japura die Länden beider Reiche scheidet; oder an irgend einem andern Ort, wo die neue Gränzlinie Veränderungen im Gebiet beider Staaten macht. Diese Districta werden innerhalb vier Monat oder früher, wenn es möglich ist, von jedem der sie jetzt im Besiz hat, geräumt, die Unterthanen einer solchen Krone haben Freiheit, mit ihren Gütern und Effecten sich wegzubegeben, und die Immobilien zu verkaufen.

21) Um einen dauerhaften Frieden zwischen beiden Monarchien zu bevestigen, und alle Streitigkeiten, die über beiderseitige Länder in Asien entstehen könnten, gleichfalls zu vermeiden, treten
Ihre

Ihre allergnädigste Majestät, zum Vortheil Sr. katholischen Majestät, alle Ansprüche ab, die Sie auf die philippinischen oder marianischen Inseln haben, oder was Spanien sonst in diesen Gegenden besitzet. Portugal entsaget allen Rechten und Forderungen, welche diese Krone, zufolge des Tractats von Tordesillas vom 7ten Jun. 1494. und nach dem Vertrage von Saragossa, vom 22sten April 1529. machen konnte. Eben diese Krone verspricht auch keinesweges, die Summen widerzufordern, die in dem letzten Vertrage für die abgetretenen Inseln bezahlt worden *), oder diese Cession aus einem andern Grunde zu entkräften.

22) Sr. katholischen Majestät geben daher auch, zur Aufrechthaltung des geschlossenen Friedens, binnen vier Monaten von der Ratifikation dieses Tractats an zu rechnen, die Insel St. Catharina, nebst dem benachbarten festen Lande, wel-

*) Magellan hatte durch die Magellanische Meerenge den Spaniern einen neuen Weg nach den Gewürzinseln gezeigt, und einige von den Philippinen entdeckt. Darüber gerieten Portugal und Spanien in Streit, bis endlich Carl der fünfte in dem angeführten Vergleich 1529. alle seine aus Magellans Entdeckung hergeleitete Rechte auf diese Inseln den Portugiesen für 350000 Dukaten verkaufte.

welches die spanischen Truppen erobert hatten, imgleichen alle Munition und Artillerie an Portugal wieder zurück; und Sr. allergnädigste Majestät versprechen dagegen weder in Friedens noch Kriegszeiten, keine fremden Kriegs und Handels-
schiffe, in dem Hafen St. Catharina, oder den benachbarten brasilischen Häfen einzunehmen, an-
wenigstens die Schiffe solcher Mächte, die mit Spanien Krieg führen, oder mit den Spanischen Unterthanen Schleichhandel treiben wollen. Beide-
seitige Höfe versprechen auch diesen Artikel so-
gleich pünktlich auszuführen, und dieselben ihren Befehlshabern alsobald die nöthigen Verhal-
tungsbefehle auszufertigen.

23) Alle Spanischen und Portugiesischen Flotten und Truppen, welche sich bei Schließung des Friedens in Südamerica befinden, müssen sich zurückgeben, und nur so viel Truppen bleiben dürfen, als hier gewöhnlich in Friedenszeiten zu sehen pflegten. Beider Cronen Befehlshaber erhalten hievon gehörige Nachricht, damit die Räumung der abgetretenen, oder zurückgelassenen Plätze, mit bestmöglicher Gleichförmigkeit, und binnen den vorgeschriebenen vier Monaten zu Stande komme.

24) Sollte es zur Erfüllung und mehrerer Aufklärung dieses Tractats nötig sein, einige Artikel auszudehnen oder zu erweitern, so haben diese

diese eben die Kraft als alle vorhergehenden, und beide contrahirenden hohen Mächte verbinden sich, selbige unverbrüchlich zu erfüllen und zu beobachten.

25) Gegenwärtiger Präliminartractat wird innerhalb vierzehn Tagen, nach der Unterschrift oder noch eher von beiden Theilen ratificirt. St. Idelfonso den 1ten Oct. 1777.

Der Marquis von Pombal bemerkte sehr wohl die Absicht dieser gerötheten Freundschaft und durch den Frieden bestätigten genauen Verbindung; er wußte, wie gefährlich es für das Interesse von Portugal war, gar zu genau mit Spanien verbunden zu seyn; es war ihm nicht unbekannt, daß die Politik des Marquises Hofes dahin zielte, Portugal in ein abhängiges Land zu verwandeln, und wenn nicht dem Namen nach, doch in der That eine Spanische Provinz daraus zu machen. Dieses System, welches Philipp der Zweite zuerst erfand, ist seitdem immer die Politik aller seiner Nachfolger bis auf die gegenwärtige Zeit gewesen. Diese Politik war in dem Manifest, welches gleich vor dem Kriege 1762. von den Spaniern herausgegeben wurde, zu offenbar, daß man die Absicht nicht sogleich hätte bemerken sollen.

Wier

Vierzehnter Brief.

Lissabon den 1ten May 1777.

Der Fanaticismus und Aberglaube des Volks machen den Einfluß und die Macht der Geislichen in Portugal weit größer, als man sich insgemein vorstellt.

Die Priester wissen, daß ihr Wesen von diesem Aberglauben abhängt, und daß die größte Unwissenheit der erste Grund dazu ist. Die wenigen Bücher, welche man in Portugal druckte, ehe der Marquis von Pombal die neue Einrichtung in Ansehung der Censur gemacht hatte, waren vornehmlich einige Leben der Heiligen, Erzählungen von Wundern, welche von Reliquien verrichtet waren und andere von ähnlichem Schlage*), welche geschickt waren, den Aberglauben des Volks und seinen Eifer gegen die Priester als die Erwählten Gottes zu unterhalten.

Man

*) Nach Hrn. von Jung's Nachrichten von der portugiesischen Litteratur, S. 28. besitzen die Portugiesen unter andern 297 verschiedene Lebensbeschreibungen der heiligen Jungfrau. Zwey besondere Lebensbeschreibungen Christi in dem Bauche der Maria, ein Leben der heiligen Maria in dem Bauch der heiligen Anna, und sogar eine Epopee. De conceptione B. Mariae. Coimbra 1749. 4.

Man kann sich leicht vorstellen, daß sie auch ihre Gewalt anwandten, um allen Geist der Industrie zu unterdrücken, welcher das Volk erleuchten und ihre Abhängigkeit von der Geistlichkeit vermindern konnte. Als daher die Mönche sahen, daß die Anstalten des Marquis von Pom- bal ihrem Einfluß Abbruch thun würden, wand- ten sie alles an, um seine Administration verhaßt zu machen, und bedienten sich der schändlichsten Mittel, sein Ansehen bey dem Volk zu schwächen. Sie beschuldigten ihn öffentlich, daß er ein En- gekänder sowohl in seiner Religion, als in seinen politischen Grundsätzen sey; und hofften ihn da- durch als einen hassenswürdigen Menschen auszu- zeichnen, oder wenigstens als einen, der die Re- gierung auf den Ruinen ihrer heiligen Religion er- richten wolle.

Obgleich jeder Vernünftiger überzeugt seyn muß, daß der Marquis von Pom- bal ohne Rück- sicht auf seine Grundsätze in der Religion ein zu- geübter Staatsmann war, um die protestantiz- sche Religion in einem ganz monarchischen Staate einzuführen zu wollen; und ungeachtet es sehr un- wahrscheinlich ist, daß ein Minister, welcher eine unumschränkte Gewalt besitzt, diese Gewalt ge- fährlich zu vermindern suchen sollte, so ist es dennoch wahr, daß die Geistlichkeit versucht hat, diesen Gedanken-Glauben zu verschaffen.

Der

Der Bischof von Coimbra, welcher alle Anlagen zu einem Enthusiasten hatte, gab verschiedene Schriften heraus, in welchen er sich nicht zu behaupten scheute, der Minister sey von Regensrischen Grundsätzen angesteckt, die auch bald den Thron ergreifen würden, und daß sogar das ganze Land mit dieser Seuche bedrohet zu seyn schiene.

Der Prälat schmeichelte sich, man werde ihn als einen Vertheidiger des Glaubens ansehen, und als einen Märtyrer der Religion behandeln; seine Hoffnung, schlug aber fehl; man begnügte sich damit, ihn von seinem Bisthum zu verbannen, und ins Gefängniß zu werfen, damit er keine Unruhen im Staat erregen könnte. Verschiedene andere Geistliche, die seinem Beispiel folgten, hatten ein ähnliches Schicksal. Durch dieses Mittel ward die Ruhe im Staat erhalten, und die Erhaltung der Geisteslichkeit vereitelt.

Die vielen Proceffionen und Festtage, welche in Portugal gehalten werden, sind ein großer Verderb für die Sitten, und hindern den Fortgang der Industrie unter dem Volke; da die Priester wenig um die Moralität des Volks bekümmert sind, wenn nur die Regeln der Kirche beobachtet werden. Diese Religionsgebräuche sind also ein wahres Uebel für den Staat.

Der

Der Abschied des Marquis de Pombal und die allgemeine Verzeihung, welche man nach dem Tode des Königes bekannt machte, waren Freudenfeste für die Geistlichkeit.

Die Priester, die man während seiner Staatsverwaltung ins Gefängnis geworfen hatte, wurden als Märtyrer im Triumph nach ihren Klöstern zurückgebracht; und die Hoffnung, die priesterliche Gewalt bald völlig wieder hergestellt zu sehen, machte den Sieg der Kirche über den Minister vollständig.

Alle Mißthäter ohne Unterschied wurden freigelassen, darunter sich viele befanden, die wegen Verbrechen, von welchen man die besondern Umstände vergessen hatte, auf einige Jahre zur Gefängnisstrafe verurtheilt worden, und die auf den Bericht den es ihnen selbst gefiel, von dem Grunde ihrer Gefangenschaft zu geben, frey gesprochen wurden. Es fand sich also keiner, welcher sich für schuldig erklären wollte, und alle gaben vor, daß sie bloß durch die Grausamkeit und Laune des Ministers ins Gefängnis geworfen wären.

Das Elend, welches sie während ihrer Gefangenschaft gelitten, und der klägliche Zustand, in dem sie erschienen, erregte das Mitleiden des Volkes, und die gewöhnliche Härte und üble Behandlung der Gefangenwärter ward gänzlich dem

Dr. ad. Portugal.

G

Mar:

Marquis zugeschrieben. Die abgemächtigsten Märchen fanden Glauben, und die Thüren der Kirchen waren beständig von diesen Elenden besetzt, die man überredete, ihre kläglichen Geschichten zu erzählen, um das Geschrey gegen den Minister zu vergrößern. Die Staatsgefangenen nahmen der Gelegenheit wahr, da sie keine Ankläger mehr hatten, alle Schuld auf den Marquis zu werfen, um sich selbst frey zu sprechen.

Der Adel, den der Minister von der Staatsverwaltung entfernt hatte, und dessen Familien durch seine Anstalten so viel verloren, freute sich auf die gehoffte gänzliche Veränderung der Sachen, und schmeichelte sich, die Bedienungen und Einkünfte des Staats, wie ehemals, zu genießen.

Der Pöbel, welcher wie schon gesagt durch die Geistlichkeit aufgewieget wurde, war eine Zeitlang sehr gegen den Marquis aufgebracht; sein Haß war aber nicht von Bestand, und er erkannte bald die Vortheile einiger guten Anordnungen, die er gemacht hatte; und wenn er sich selbst überlassen bleibt, wird er dem Minister bald völlige Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Die englischen Kaufleute sahen die Entfernung eines Ministers, der die Fabriken und Manufacturen des Landes beschützte und aufmunterte,

als eine glückliche Begebenheit für ihren Handel an. Sie konnten mit Grunde erwarten, daß als diese Manufacturen aus Mangel der Unterstützung bald wieder eingehen müßten, und daß ihr Handel zunehmen würde, wie diese abnahmen. Sie wußten, daß wenn die Geislichkeit ihre vor-
malige Gewalt erhielt, diese eine größere Menge Festtage, Processionen und eine strengere Beobachtung der Fasttage einführen würde; wodurch die Trägheit des Volks vermehrt und die Produkte der englischen Fischen einen größern Absatz erlangen würden.

So war also das Verderben eines großen Theils der Bürger und der Ehrgeiz und Eigennutz eines andern Theils die Ursache, daß man die Verabschiedung des Marquis mit allgemeiner Freude aufnahm.

Wenn man den Zustand des Königreichs bedenkt, als der Marquis die Staatsverwaltung übernahm: daß das Land damals ohne Ackerbau, ohne Finanzen und ohne Geld war, und wenn man, um das traurige Gemählde vollständig zu machen, sich alles Elend vorstellt, welches das Erbeben, die noch nicht ganz eingetretene Verschönerung und der Ketz, die alle schnell auf einander folgten, mit sich brachten, wenn man alles dies überdenkt, muß man gestehen, daß die Schwierigkeiten, die allen Verbesserungen im We-

ge Stunden, sehr gedrückt, und daß es der Regierung beinahe unmöglich war, der Nation ihre vorige Macht und ehemaliges Ansehen ohne die äußerste Anstrengung wieder zu geben.

Vor der Administration des Marquis von Pombal war die Polizei von Lissabon so schlecht, daß es gefährlich war, sich gegen Abend und in der Stadt auf den Straßen finden zu lassen, und Mordthaten waren so gewöhnlich, daß man sie nur als gewöhnliche Zufälle ansah. Aber seit den Anstalten, die der Minister gemacht hat, kann man mit Grunde behaupten, daß die Straßen von Lissabon sicherer als in irgend einer Hauptstadt in Europa sind.

Während der Verwaltung des Marquis ist die Nation sehr erleuchtet worden, der Ackerbau hat viel gewonnen, der Handel hat sich ausgebreitet, man hat Künste und Wissenschaften cultivirt, verschiedene Manufacturen sind errichtet worden,

Einige dieser nachher ziemlich ausgebreiteten Manufacturen entstanden doch sehr zufällig, z. E. die verbesserten Wollenfabriken. Nach dem Erdbeben von Lissabon, das viele Magazine und Waarenlager zerstört hatte, waren fremde Wollenzuge so rar, daß selbst Vornehme gezwungen waren eine Art grober, einheimischer, ungefärbten Zeuges zu tragen. Der Monarch ermunterte die Untertanen durch sehr Günstigkeit, und trübete sich

den, und die Finanzen auf einen besseren Fuß gesetzt; diese Thatfachen machen dem Minister Ehre, und die Nachwelt wird ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn die Zeit die Vortheile zerstreuet haben wird, die man in Portugal noch wider ihn heet.

Fünfzehnter Brief.

Lissabon den 3ten Juni 1777.

Da sich Portugal in dem Brasilischen Kriege wegen der Unruhen in Nordamerica des Schutzes beraubt sahe, den es mit Recht von England erwarten konnte, und ohne seinen Beistand zu schwach war, Spanien zu widerstreben, war es gezwungen, sich den Bedingungen zu unterwerfen, die der Hof zu Madrid ihm vorschrieb, und gab also das Schauspiel eines Staats, des

sich

selber in diesem Reuge. Der Debit der einheimischen Waaren stieg nach dem Zeugnisse des italienischen Lebensbeschreibers des Marquis Pombal, der wahrscheinlich ein Portugiesischer Exulante ist, so sehr, daß die Portugiesischen Kaufleute für mehr als eine Million Cruzaden davon absetzten. v. Vita di Sebastiano Giuseppe Carvalho e Melo Marquese di Pombal. Vol. I. p. 96.

sich selbst entwarfet, um mit einem mächtigeren Reiche in Friedensunterhandlungen zu treten, mittelwette daß dieses fortfährt, große Zubereltungen zum Kriege zu machen.

Der gegenwärtige Zustand der Sachen in Portugal macht es wahrscheinlich, daß der Lissabonische Hof dem Familiendündniß der bourbonischen Häuser schon beigetreten ist, oder nächstens beitreten werde, oder daß er schwerlich wird neutral bleiben können, wenn der Krieg ausbrechen sollte. Es ist daher vielleicht nicht ganz ohne Nutzen, einen Blick auf die Folgen zu werfen, die der Verlust eines so treuen und nützlichen Bundesgenossen als Portugal, für England haben würde.

Wenn man die Geographische Lage von Lissabon untersucht, wird man leicht einsehen, daß alle Schiffe, die nach der Mittelländischen See, der Küste von Africa oder Ostindien bestimmt sind, nothwendig zwischen Lissabon und den Inseln des westlichen Oceans segeln müssen; hieraus folgt natürlich, daß England einen sehr wichtigen Posten an diesen Hafen besitzt, nicht allein zur Beschützung seiner eigenen Schifffarth, sondern auch dem Handel von Spanien und Frankreich in diesen Geröässern von dorten her zu schaden. Ohne diesen und alle andre Häfen von Portugal würde England keinen einzigen Zufluchtsort auf der ganzen Küste des atlantischen Meeres haben von
Landes

Landsend bis Gibraltar; unterdessen daß ihre Feinde alle Häfen von Portugal und der Inseln in diesem Meere als Zufluchtsörter gebrauchen können. Dies würde einen Schwarm von Kapern reizen, von hieraus dem englischen Handel Abbruch zu thun. Einige Kriegsschiffe zu Lissabon könnten die Kauffarthenschiffe dieser Nation verhindern, diese Höhe nie ohne eine große Convoy zu befahren. Die brittische Flotte würde also mehr beschäftigt seyn müssen, ihre Kaufmannsflotten zu beschützen, anstatt wie im vorigen Kriege die See von Freydeutern zu reinigen, und den Handel ihrer Feinde zu zernichten.

England muß auf diese Art allen Vortheil verlieren, den es aus seinem gegenwärtigen Handel mit Portugal zieht, und der vornehmlich daher kommt, daß Portugal weder genug rohe, noch bearbeitete Materialien zu seinem eigenen Gebrauch hervorbringen kann, und weit weniger zur Versorgung seiner Colonien in Asien, Afrika und Amerika. Man kann die Summe, welche die Importation aus England nach Portugal jährlich beträgt, ungefähr auf eine Million Pfund Sterling rechnen. *) Man muß noch bemerken, daß

*) So viel betrug die englische Einfuhr vor dem letzten Kriege, jetzt aber ist sie bis über die Hälfte vermindert, wie die **T. 28.** eingerückten Listen zeu

daß die Britten die Frachtfahrer der Portugiesen sind, die den größten Theil ihrer Kaufmannswaaren verschifften, und dennoch weiß man, daß während den fünf Jahren des Krieges, nemlich von 1756. bis 1761. die englische Handelsflotte aus siebzehnhundert Schiffen weniger als vormals besteht, und daß die Zahl der fremden nach England handelnden Schiffe bis auf achthundert und sechzig vermehrt worden ist, obgleich England während dieser ganzen Zeit den Handel von Portugal und Amerika besaß. Der Verlust dieser beiden Zweige muß den Transporthandel bey einem bevorstehenden Kriege sehr vermindern, und
na

zeigen. Doch ganz genau und vollständig bestimmen Whitworths Zollreißer die Handelsvortheile der Engländer nicht, die sie von dem Verkehre mit Portugal haben. Denn in den vier Jahren vor 1770. kam an baaren Gelde aus Portugal nach England (v. Annual Register 1771: p. 495.)

1766. — 906, 286 Pf. Sterl.

1767. — 819, 370 —

1768. — 930, 461 —

1769. — 902, 455 —

Dagegen war in diesen Jahren nach den Zollregistern Englands Ausf. nach Port. Einf. v. Port.

1766. — 667, 104 Pf. St. 347, 806 Pf.

1767. — 55, 080 — 340, 289 —

1768. — 711, 908 — 391, 502 —

1769. — 545, 367 — 369, 120 —

natürlich den Verfall aller Handwerke, welche von dem Seehandel abhängen, nach sich ziehen. Dies wird ohne Zweifel die Anzahl der Matrosen und Handwerker verringern, und der ganze Wehrt ihrer Arbeit wird für England verloren seyn.

Was Großbritannien aber am meisten zu befürchten hat, ist, daß die Franzosen, seine Nebenbuhler, die Zwischenhändler an seiner Stelle werden, wie man bey dem jetzigen Zustand der Sachen leicht erwarten kann. Sie haben schon ihren Handel nach Westindien seit 1764. um die Hälfte vermehrt *); und sie haben ihrem Handel über-

- *) Nach dem neuesten Beobachter des französischen westindischen Handels Herrn Beuvés (in seinen *Reflexions historiques et politiques sur le Commerce de France avec ses Colonies de l'Amerique*. Paris 1780. p. 25.) beschäftigte dieser Handel 1776. gerade 596 Kauffarthenschiffe. In Bourdeaux waren dahin ausgerüstet 254 Schiffe, in Nantes 101, in Marseille 89, in Havre de Grace 88, in Dünkirchen 17, in St. Malo 16, in Rochelle 14, in Bayonne 11, Honfleur 4, und in Toulon 2. Von diesen 596 Schiffen waren 353 nach St. Domingo, 141 nach Martinique und St. Lucie, 88. nach Guadeloupe, und 14 nach Cayenne bestimmt. Von Großbritannien giengen um 1772. nach Westindien und Carolina nur 433 Schiffe, dazu 195, Eclavenschiffe gerechnet, zusammen 628 Schiffe. v. Political Essays. p. 342.

überhaupt eine Lebhaftigkeit gegeben, welche uns weit mehr beunruhigen muß, als der Verlust einzelner Zweige, die sie uns entzogen haben.

Der Verlust des Frachthandels ist für eine Seemacht so wichtig, daß der Wehrt desselben gar nicht bestimmt werden kann. Er giebt einer handelnden Nation das wahre Wesen; er ist zu gleicher Zeit die Pflanzschule und die Zuflucht der Matrosen und Handwerker, deren Anzahl steigen oder fallen muß, wie der Transporthandel zu- oder abnimmt. Große Auflagen und ein geringes Lohn werden die Matrosen und Handwerker zwingen, ihr Vaterland zu verlassen. Wenn man im Gegentheil ihren Lohn erhöht, wird der Preis der Waaren auch steigen, und die Fremden werden sie weniger als zuvor verlangen. In beiden Fällen wird die Nation ihren Handel verlieren, und die Verminderung der Staatseinkünfte wird die unausbleibliche Folge davon seyn. *)

Sechste

*) Während des Drucks dieser Briefe erhielt der Herausgeber die Lebensbeschreibung des Marquis von Pombal, die vermuthlich von Jesuiten, und also den ärgsten Feinden dieses Erministers in Italien 1781. erschienen. Vita di Sebastiano Giuseppe di Carvalho a Melo, Marchese di Pombal, Conte di Oeyras. 3. Ohne Druckort in vier Bänden, wovon die drey ersten mit dem

Sechszehnter Brief.

Lissabon den 17ten Juni 1777.

Seine Begebenheit, von den vielen die Pombals Ministerium den Zeitgenossen und der Nachkommenschaft merkwürdig gemacht haben, ist in so viel Dunkelheiten verhüllt und so wenig in gehöriges Licht gesetzt worden, als die Verschönerung einiger Grossen gegen den König Joseph den ersten

dem Ende des Kriegs 1762. sich schlossen. Von dieser Lebensbeschreibung sind zwar drey Uebersetzungen zu Triest, Weimar und Leipzig angekündigt worden, wenn gleich deutschen Lesern ein kernhafter Auszug unterrichtender gewesen wäre, in dem die päpstlichen Breven, das schon in Deutschland bekannte Urtheil über die Königsinörder, die alten und neuen königlichen Verordnungen wegen Brasilien, die Processen des Malagrida, und andere öffentliche das Werk mündig anschwellende Schriften wol zwey Drittel des Ganzen einnehmen. Dies hat uns vermocht, die kurze diesen Briefen angehängte Lebensbeschreibung des Marquis von Pombal wegzulassen, da sie die allerbekanntesten Nachrichten wiederholt, und dagegen verschiedenes aus seiner Italiänischen Biographie in einem besondern Briefe zu concentriren, was einzelne Stellen dieser Briefe Erleuterung geben, aber als Anmerkung nicht füglich unter dem Text gesetzt werden konnte.

ersten 1758, um welche die Häuser Aveiro und Tavora, Namen, Ehre und Güter verloren, und einige des vornehmsten portugiesischen hohen Adels den Tod der ärgsten Verbrecher auf dem Schavot sterben mußten.

Daß der Herzog von Aveiro, und der Marquis von Tavora, das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen, entweder persönlich sich an dem Könige vergrißen, oder doch Werkzeuge gedungen, ihre Rache gegen ihren Monarchen und einige seiner Günstlinge auszuüben, ist außer allen Zweifel, allein die wahre Veranlassung dieses unvolkendeneten, oder vielleicht nie entworfenen Königsmordes läßt sich aus dem damals publicirten Manifest *) und der Verurtheilung der Ver schwornen so wenig, als aus den nachher gedruckten Privatmuthmassungen und Meinungen ergründen.

Aus dem vom Hofe publicirten Manifest erhellet, daß der Herzog von Aveiro, mit der Regierung wegen einiger nicht erhaltenen Commenden

*) Der Portugiesische Hochverrath und Proces der verurtheilten und hingerichteten Personen, nebst dem Decret des Cardinal Saldanha, Frankfurt und Leipzig 1759. 8. Eben dieser Auszug des Processes der Königsmörder steht auch Vita di Marchese di Pombal. T. II. p. 44. 106.

den portugiesischen Ritterorden, und der verhin-
 derten Vermählung seines Sohns des Marquis
 von Govea, mit der Prinzessin von Cadaval, un-
 zufrieden gewesen, und daher mit allen portugiesi-
 schen Mißvergnügten Anschläge gegen die Regie-
 rung gefaßt hatte. Er hatte sich mit dem ebenfalls
 mißvergnügten Hause Lavoura vereinbart, welches
 Vergebens nach dem Herzogstitel strebte, Ban-
 diten gedungen, verschiedene seiner Bedienten und
 Freunde des Hauses vermocht, einen mörderischen
 Anschlag auf die Person des Königs zu wagen.
 Dieser ward auch wirklich den dritten September
 1758. ausgeführt. Der Herzog von Aveiro,
 nebst einigen Personen des Hauses Lavoura, und
 verschiedene Bedienten, überhaupt eilf Personen
 zu Pferde stark, paßten des Königs Kutsche in der
 Nacht auf dem Wege von Lissabon nach Belem
 auf. Des Herzogs Gehehr versagte, und wie-
 der Kutscher bei wahrgenommener Gefahr die
 Maulthiere antrieb, sich und den König in Si-
 cherheit zu bringen, so setzten zwei der Mörder,
 von denen einer des Herzogs Bedienter war, der
 Kutsche in vollem Gallop nach, feuerten auf die
 Rückwand derselben, und verwundeten den Kö-
 nig am rechten Arm, von der Achsel an bis zum
 Ellbogen.

Dies ist alles, was der portugiesische Hof von
 dieser Begebenheit bekannt zu machen für gut be-
 fund

funden, das ganze Verhör und die Aussage der Gefangenen, von denen der Herzog von Aveiro und einige andere durch die Tortur zum Bekenntnis gezwungen wurden, ist nie öffentlich erschienen, vielmehr sind nachher auf königlichen Befehl alle weitere Untersuchungen über den Proceß des Königs-mörder verboten worden. Der Herzog von Aveiro widerrief nachher seine ganze Aussage als ein bloß durch die Pein der Folter erpresstes Bekenntnis. Ueberdem ist die ganze Absicht der Verschwornen aus der publicirten Sentenz keinesweges zu errathen, der Plan, den Bruder des Königs Don Pedro auf den Thron zu erheben, unwahrscheinlich, und die Sicherheit der Königs-mörder nach vollbrachter That, und selbst bey ihrer Verhaftnehmung unerklärlich. Der alte Marquis von Tavora, welcher an dem Tage der Verhaftnehmung seiner sämtlichen Familie, früh Morgens um vier Uhr bey seiner Schwester der Gräfinn von Ribeira war, fuhr auf erhaltene Nachricht gerade nach Belem, um aus dem Munde seiner Majestät die Veranlassung eines so außerordentlichen Vorfalles zu erfahren, und ward im Schlosse nach vergeblichen Widerstand gefangen genommen. Der Herzog von Aveiro, der wirklich unter den Mördern der Rutsche aufsaß, worin der König verwundet ward, dachte so wenig nach dem fehlgeschlagenen Entwurfe auf seine Flucht, daß er während der Krankheit des Königs

bey

bey Hofe erschien, und vom Minister Pombal auf seine Frage die bekante Antwort erhielt, die er andern Nachrichten zu Folge dem alten Marquis von Tavora gegeben haben soll: Sie kennen die Eifersucht der Königin, sollen wir es bekannt werden lassen, daß der König bey einer nächtlichen Ausschweifung zu Schaden gekommen. Besser wir sagen, er habe sich den Arm durch einen Fall beschädigt *), mag er sich inskünftige in Ruhe nehmen. **) Auch die Art, wie der Minister die ganze Verschwörung erfahren, bleibt bis diese Stunde ein Räthsel, daher denn auch nicht leicht eine neuere Begebenheit, in mehr Zweifeln, Widersprüchen und Abweichungen von der Wahrheit verhüllt worden. Selbst über den Ort, wo der Angriff auf den König geschehe, hat man allerley Varianten. Nach dem Manifest des Hofes ward der König nahe bey einem Kloster Rahmens Calvario auf der Strasse von Lissabon nach Belem angegriffen, und die Kirche, welche als ein Denkmal der königlichen Rettung auf dem Platz erbauet worden, wo nach dem König geschossen ward,

*) Dies ward in den ersten Tagen auch wirklich vom Hofe ausgesprengt. S. Nachrichten von dem portugiesischen Hofe. Erst. und Leipzig 1762, S. 57.

**) Vita di Pombal T. II. p. 14.

ward, steht zwischen dem königlichen Schlosse und Belem.

Freilich wird die Zeit, diese Begebenheit wie manche andere der neueren portugiesischen Geschichte, völlig aufklären. Allein bis dies geschieht, hat man allen Grund zu glauben, daß Aveiro und seine Helfershelfer zufällig und ganz unabsichtlich den König verwundeten, daß der Angriff auf einen Günstling des Königs, der die Häuser Aveiro und Tavora beleidigt hatte, gemünzt war, und daß das Manifest um die Person des Königs zu schonen, nicht alles von der Sache enthalte. Folgende größtentheils aus Pombals oben angeführten Leben gezogene Erzählung wird diese Meinung näher bestätigen.

Der vorige König von Portugal hatte an seinem Kammerdiener Pedro Tezeira, einem sehr vertrauten Günstling, der um seine geheimsten Herzensangelegenheiten wußte, und ihn in allen Liebesabenturen zu begleiten pflegte. Joseph der erste war gegen verschiedene Damen von Stande in Lissabon nicht gleichgültig, die er aber wegen seiner eifersüchtigen Gemahlin nur des Nachts, und in der Kutsche seines Jägersiten Tezeira besuchen durfte. Die kurz verstorbene Königin von Portugal trieb ihre Eifersucht so weit, daß auf dem Hoftheater alle Frauenzimmerrollen von jungen Castraten gespielt wurden. Der König, um den

zeigt haben, der ihr aber unterfagte, davon mit irgend jemand zu reden. Diese Antwort setzte dem Herzog in die äufferste Wut, er wolte schon den Teixeira mit seinem Degen durchbohren, unterließ es aber aus Furcht den Burgfrieden zu verlegen und gleng mit den Worten weg: Gut für dich Nichtswürdiger, daß der Pallast wo wir jetzt sind dich schützt, aber ich schwöre dir, daß du es bezahlen sollst. Von dieser Zeit an suchte der beleidigte Herzog sich an den Teixeira zu rächen, und ihn irgendwo des Nachts aus dem Wege zu schaffen. Der König pflegte nicht gerade alle Nacht incognito, und unbemerkt von der Garde und den Hofbedienten, auszufahren, vorzüglich damals wie der Angriff geschahe. Weil der Hof damals tiefe Trauer, wegen Absterben der Königin von Spanien, des Königs Schwester auf zehn Tage angesetzt hatte, und nach dem Hofcerimoniel die königliche Familie sich in dieser Zeit nicht sehen lies, stellte der König seine nächtlichen Lustfahrten ein. In der Nacht aber vom dritten September beschloß er, einen Besuch bey der jungen Marquisin Johanna von Tavora abzulegen, welche mit Ludwig Grafen von Albor, einem Sohne des Marquis Franz Alfis von Tavora, vermählt war, und lange schon mit dem Könige einen vertrauten Umgang hatte, wovon aber nur Pombal, Teixeira und ein anderer Kammerdiener etwas wußten und wissen

Fons

konten. Ihr Gemahl so wie ihre ganze Familie waren sehr eifersüchtig hierüber, so daß sie auch heimlich die junge Marquisin aus dem Wege zu räumen Entwürfe machten. Nach andern Nachrichten soll Tezeira sogar mit ihrem Gemahl den Grafen von Albor in Wortwechsel gerathen seyn (wenn nicht etwa die erwähnte Zwistigkeit mit dem Herzoge von Aveiro mit dieser verwechselt worden) und ihn einen Hörnerträger (Cornu) genannt haben, eine der größten Beleidigungen *) in Portugal, vorzüglich gegen Personen von so hohem Range, welche nur mit dem Blute des Beleidigers geahndet wird. Von dieser Zeit an suchte das Haus Lavoura sich ebenfalls an den Tezeira zu rächen, und der Herzog von Aveiro, den diese Familie anfänglich in Verdacht hatte, als ob er die erste Veranlassung der geheimen Zusammenkünfte des Königs und der jungen Marquisin gewesen, soll diese sogar haben aus dem Wege räumen

§ 2

*) Daher suchen die Portugiesen, um keinen eifersüchtigen Ehemann zufällig zu beleidigen, das Wort Horn und alle Anspielungen darauf in gemeinen Unterredungen möglichst zu vermeiden, und haben allerley Redensarten erfunden, erstes Wort zu umschreiben, unter denen Schildepatt von Alentejo sehr gewöhnlich ist, weil in dieser Provinz die Schaafzucht vorzüglich getrieben wird.

nien wollten. Wirklich wack in der Nacht, wie der Angriff geschah, die Kammerfrau der jungen Marquise vermißt, und ihren Körper fand man hernach mit abgeschnittenen Haupte am andern Ende der Stadt in einen Misthaufen verscharrt. (S. Nachrichten vom portugiesischen Hofe S. 60.) So erregte des Königs Günstling Tereira durch seinen Stolz und unbedachtame Hige den Haß beider Familien, und weil er gemeiniglich den König auf seinen nächtlichen Fahrten zu begleiten pflegte, so hatte das Haus Lavoura noch eine Ursache mehr, sich mit dem Herzog von Aveiro gegen ihn zu verbinden. Der König fuhr gerade in der Nacht vom dritten September in Tereiras Kutsche, und wie er von der Marquise zurückkehrte, geschah der Angriff auf selbige und mutmaßlich in keiner andern Absicht, als den Tereira zu erlegen, und der König ward zufällig verwundet. Diese Begebenheit, welche jedermann in Schrecken und Verwunderung setzte, ward wirklich von Hofe aus eine Zeitlang verheimlicht, und erst den dreizehnten December wurden die Staatsverbrecher eingezogen, nachdem der Hof vorher den neunten desselben Monats in einem öffentlichen Manifest den Angriff mit allen Nebenumständen hatte bekannt machen lassen.

Ben

Bey der nachherigen Verhaftnehmung und dem Proceß der Verschwornen ergeben einige Umstände, vorzüglich die Behandlung der jungen Marquisin, in Vergleich der andern gefangenen, aber nicht mit verurtheilten Verwandten, daß der vertraute Umgang des Königs mit derselben kein blosses fliegendes Gerüchte war. Alle andere, die Gemahlin des Herzogs von Aveiro, die Kinder des Grafen von Atougia, wurden in Klöster gesteckt, enge verwahrt und schlecht gehalten, die junge Marquisin hingegen genoß im Kloster Santos alle Freyheit, und der Hof bewilligte für ihren Unterhalt monatlich dreyßig Lisboninen oder Mocdor, welches nach deutschen Gelde etwa zweyhundert und fünf und zwanzig Reichsthaler betragen mag. Die andern Nebenumstände dieser Verschwörung, und die Bestrafung der Schuldigen sind so bekant, und in so vielen Büchern beschrieben, daß ich sie hier nicht wiederholen darf. Doch eine Anekdote will ich noch aus dem angeführten Leben, Pombals, entlehnen, weil ich sie sonst nirgends gefunden habe. Der Minister ließ die Schuldigen in aller Frühe und die alte Marquisin Tavora zuerst hinrichten, weil er wußte, daß die Königin, und damalige Prinzessin von Brasilien sich Mühe gaben, das Todesurtheil abzuändern. Sie hatten auch wirklich vom Könige Pardon für sie erhalten, wie aber dieser ankam, war sie

sie schon enthauptet. Aus den damaligen Berichten ist bekannt, daß alle die den Familiennahmen Aveiro und Lavora führten, diesen ablegen und verändern mußten, und sogar ein kleiner Fluß, der durch die Güter des Hauses Lavora strömte und diesen Namen führte, mußte ihn in Rio morto, den Todtenfluß verändern.

Neues

Neueste
Nachrichten über Brasilien,
aus des
Abbe Raynal
verbesserten Ausgabe
der
Geschichte der Europäer in beiden Indien
übersetzt.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

LIBRARY

500 EAST HATHAWAY

CHICAGO, ILL.

1950

1950

Brasilien ist ein ungeheures Land, das der Amazonenfluß gegen Norden, der Plata gegen Süden, das Meer gegen Osten begrenzt, und gegen Westen eine Menge unbekannter und von keinem Erdbeschreiber verzeichneten Sümpfe, Seen, Ströme, Flüsse und Berge von den Spanischen Besitzungen trennen.

Hätte Columbus 1499. bey seiner Ankunft in den Mündungen des Oronoko seine Fahrt weiter nach Süden fortgesetzt, so würde er unfehlbar Brasilien entdeckt haben. Er wollte aber lieber nach Nordosten segeln, um sich nicht zu weit von St. Domingo zu entfernen, dem einzigen sichern Wohnplatz, den die Spanier damals in der neuen Welt hatten.

Ein glückliches Ohngedächtniß verschaffte im folgenden Jahre dem Pedro Alvarez Cabral die Ehre dieser Entdeckung. Warum ist dies doch der Fall mit beinahe allen Entdeckungen? und warum hat der Zufall immer mehr Theil daran als der Verstand? Es rührt vielleicht daher, weil der Zufall ohne Unterlaß geschäftig ist, unterdessen
daß

daß der Geist aus Trägheit ruhet, aus Unbeständigkeit am Gegenstand oft verändert, aus Müdigkeit oder Ueberdruß schlummert, und aus unzähligen moralischen oder physikalischen geheimen oder bekanten Ursachen unthätig gemacht wird. Wir haben also dem Zufall, oder diesem Ameisenhaufen unzähliger Menschen die mehresten Entdeckungen zu danken, welche in unaufhörlicher Bewegung ihre Blicke auf alle sie umgebende Gegenstände richten, sehr oft ohne die mindeste Absicht sich zu unterrichten oder Entdeckungen zu machen.

Um die Windstillen auf der Afrikanischen Küste zu vermeiden, segelte Cabral so weit in die offene See, daß er zuletzt gegen Westen ein unbekantes Land vor sich erblickte. Der Sturm zwang ihn, dort eine Zuflucht zu suchen. Er ankerte an der Küste im 15ten Grad südlicher Breite, und an einem Ort, den er Porto Seguro nannte. Er nahm von dem Lande Besitz, ohne eine förmliche Niederlassung zurückzulassen, und gab ihm die Benennung des heiligen Kreuzes, die man nachher in Brasilien veränderte, weil das sogenannte Holz das kostbarste Product des Landes für die Europäer war, die es zum Färben gebrauchten. *)

Da

*) Dies Färbholz ist nicht in Brasilien allein einheimisch, man fand es bey den ersten Schif-

Da man dieses Land auf der Fahrt nach Indien entdeckt hatte, und es sogar für einen Theil desselben hielt, gab man ihm denselben Namen, welches die Spanier ebenfalls bey dem Lande, das sie vorher entdeckten, gethan hatten. Beide unter

farten der Portugiesen, nach Perisols Bericht, S. 137. auf den westafricanischen Küsten, und den nahe belegenen Inseln, und noch holen die englischen Guinea: Fahrer von dort her ein Färbeholz, das sie Camwood nennen. Der Name und Gebrauch dieses Holzes war auch den Europdern lange vor Cabrals Schiffart bekannt, und daher konnte dies Färbeholz den ersten Namen des Landes Santa Cruz in Brasilien leicht verändern. Im Mittelalter erhielt man das Holz, das Urkunden des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts Brissillum, Brisolium, Brissacum nennen, (v. Carpentier Glossarium) aus dem Orient. Der Florentiner Franz Balducci Pegoletti nennt es häufig unter den ostindischen Waaren, und Abulfeda, der um 1301. schrieb, bemerkt unter den östlichen Eilanden, die Insel Lameri, quae est matrix ligni Brasilli, et cannae Indicae. v. Vöschings Magazin, 4ter Th. S. 298. Andre alte arabische Schriftsteller, unter denen der Scherif Al Edrisi ist, kennen dies Holz ebenfalls, aber unter dem Namen Andam, Shiyan, Bacam, und beschreiben drey Gattungen, davon eine aus China kam, eine aus der Insel Lameri, und die dritte aus dem Lande Caulem oder Cautem. v. Hyde ad Perisfol. p. 138.

terschieden diese Gegenden nur durch den Namen des westlichen Indiens. Diese Benennung hat sich nachher über die ganze neue Welt ausgebreitet, und die Amerikaner sind seitdem sehr uneigentlich Indier genannt worden.

So haben Namen der Orter und andrer Gegenstände, die Unwissende durch einen Zufall ihnen beigelegt haben, von jeher die Philosophen verwirrt, die ihren Grund in der Natur selbst haben suchen wollen, und nicht in blossen Nebenumständen, oder sogar in solchen, die den Physikalischen Eigenschaften des bezeichneten Gegenstandes ganz fremd sind. Nichts kann sonderbarer seyn, als Europa in Amerika, in den Rahmen und der Gestalt unsrer Städte, und in unsern Gesetzen, Sitten und der Religion versetzt, und wiederhervorgebracht zu sehen. Früher oder später wird aber das Elima seine Rechte wieder behaupten, und den Dingen ihre gehörige Ordnung und ihre natürlichen Namen wieder geben, allenfalls mit denjenigen Spuren, welche eine große Revolution immer nach sich läßt. Wer weiß ob in drey oder vier tausend Jahren die jezige Geschichte von Amerika nicht eben so verwirrt und unerklärlich für seine Bewohner seyn wird, als es jezt für uns die europäische Geschichte von den Zeiten ist, die vor der römischen Republik herglengen? So sind die Menschen nebst ihren Kennt-

nissen

nissen und Vermuthungen, sowohl in Abicht auf das Vergangene als auf die Zukunft ein Spiel der Geseze und der Bewegung des Ganzen der Natur, die ihren Lauf fortsetzt, ohne Rücksicht auf unsre Projekte und Gedanken, vielleicht nicht einmal auf unser vergänglichendes Daseyn zu nehmen.

2.

Von den ersten Bewohnern, die Brasilien von den Portugiesen erhielt.

Nichts beweiset diese grosse Wahrheit besser, als die unbesonnene Veränderlichkeit menschlicher Maasregeln in ihren wichtigsten Unternehmungen, die Blindheit in ihren Untersuchungen, und noch mehr der Gebrauch, den sie gewöhnlich von ihren Entdeckungen machen. So bald die Portugiesen die Häfen, Bayen, Flüsse und Küsten von Brasilien untersucht hatten, und gewiß zu seyn glaubten, daß es dort weder Gold noch Silber gäbe, verachteten sie das Land so sehr, daß sie blos Mannspersonen hinschickten, die die Geseze gebrandmarkt hatten, und Weiber, die durch ihre Ausschweifungen zu Grunde gerichtet waren. *)

Alle

*) Auf gleiche Art wurden fast alle neuentdeckten Nebenländer der Europäer bevölkert. Wie Colon zum zweytenmale nach Amerika gieng, wurden die spanischen Gefängnisse geöffnet, und eine
den

Alle Jahre segelten zwey Schiffe von Portugal ab, die alle Vöseswichter des Königreichs nach der neuen Welt brachten, und Papageyen und Holz zum Färben und Einlegen zuruck nahmen. Man wollte noch den Ingwer hinzufügen, er ward aber bald verboten, weil man besorgte, diese Waare möchte dem Handel in Ostindien nachtheilig seyn.

Asien

Menge Missethäter und Taugenichtse bey dieser Gelegenheit aus dem Lande geschafft. Der Cardinal Richelieu brauchte Canada, wie Russland noch bis auf den heutigen Tag Sibirien und Kamtschatka, und ein grosser Theil der heutigen Einwohner stamt von solchen Vorfahren her, denen selbst in diesem Jahrhundert Canada durch Lettres de Cachet zum lebenslangen oder vieljährigen Aufenthalt angewiesen ward. (Pouchot *memoires sur la guerre de 1755*. p. 291.) Das weiland englische Nordamerica hat seine ersten Einwohner auf gleiche Art erhalten. Jacob der erste befahl schon 1619, ausschweifende und lasterhafte Personen nach Virginien zu schicken, um dorten als Knechte zu arbeiten. Cromwel schickte nach der Schlacht bey Dunbar 1650. die gefangenen Schotten nach Massachusetts, um dorten für ihre Leichtgläubigkeit zu büssen, und jedermann weis, daß bis 1774. in England alle Verbrechen, worauf in Deutschland Zuchthaus und Kerre steht, mit der Transportation nach America bestraft wurden.

*) S. oben S. 4. die Note.

Asien beschäftigte damals jedermann, es war der Weg, auf dem man Ansehen, Glück und Ruhm erlangen konnte. Die glänzenden Thaten, welche die Portugiesen dort ausführten, die Reichthümer, die sie von daher zurückbrachten, gaben ihnen in allen Theilen der Welt eine Ueberlegenheit, die jeder Privatmann mit ihnen zu theilen wünschte. Der Enthusiasmus war allgemein. Niemand kam freiwillig nach Amerika. Aber man fieng doch an, die Verbrecher, die man anfänglich dahin verbannt hatte, mit den Unglücklichen zu vermehren, welche die Inquisition verweisen wollte.

Es giebt keinen Nationalhaß, welcher eingewurzelter und geschäftiger wäre, als den die Portugiesen immer gegen die Spanier gehegt haben. Dieser Haß, welcher so alt ist, daß man den Ursprung desselben nicht mehr kennt, und so tief gewurzelt, daß man schwerlich sein Ende absehen kann, verhindert sie dennoch nicht, zuweilen Grundsätze eines freundschaftlichen Nachbarn anzunehmen, wenn ihnen gleich ihre Macht immer eben so furchtbar als ihre Sitten verhaßt blieben. Entweder aus Aehnlichkeit des Klimas und Charakters, oder aus Gleichheit der Umstände haben sie einander in den nachtheiligsten, fehlerhaftesten und schlechtesten Einrichtungen nachgeahmt. Unter diesen ist gewiß die Inquisition die fürchterlichste, die sie wählen konnten.

Dies

Dieses Blutgericht, welches 1482. durch eine Mischung von Politif und Fanaticismus unter der Regierung Ferdinands und Isabellens in Spanien errichtet ward, verbreitete, sobald Johann der Dritte es in Portugal einführte, Schrecken unter alle Familien. Um die Gewalt dieses Tribunals zuerst zu gründen, und nachher zu unterhalten, mußten ihm jährlich fünf bis sechshundert Stende geopfert werden, wovon immer eine ziemliche Anzahl verbrannt ward, und die übrigen nach Afrika oder Brasilien verwiesen wurden. Es grif diejenigen mit der größten Wuth an, welche im Verdacht der Knabenschänderey waren; damals ein ganz neues Verbrechen im Staate, welches aber in einem heißen Clima, wo das uneheliche Leben so gewöhnlich ist, leicht überhand nehmen kann. Es verfolgte die Zauberer, die in diesen Zeiten der Unwissenheit eben so furchtbar, als zahlreich durch den Aberglauben und die Barbaren von ganz Europa geworden waren; die Mahometaner, die seit dem Verlust der Oberherrschaft sehr abgenommen hatten, und vornehmlich die Juden, die durch ihre Reichthümer verdächtig wurden.

Es ist bekannt, daß diese Nation lange in einem kleinen elenden Winkel der Erde eingeschlossen, von den Römern zerstreut wurde; viele Glieder derselben nach Portugal flüchteten. Sie ver-

vermehrten sich daselbst, nachdem die Araber Spanien erobert hatten, und genossen alle Rechte der Bürger, und nur da dies Land seine Unabhängigkeit wieder erhielt, wurden sie von den Bedrückungen ausgeschlossen. Diese angehende Unterdrückung verhinderte doch nicht, daß sich zwanzig tausend Judenfamilien dahin begaben, als die katholischen Könige nach der Eroberung von Granada sie verurtheilten, ihrem Gottesdienst zu entsagen oder Spanien zu räumen. Jede Familie bezahlte den Schutz, den sie in Portugal genoß, mit zwanzig Livres. Der Aberglauben bewaffnete bald Johanni den dritten gegen diese unterdrückte Nation. Dieser Prinz erpreßte von ihnen zwanzig tausend Thaler *), und machte sie nachher zu wirklichen Sklaven. Um 1496. verbannete Emanuel diejenigen, die sich weigerten Christen zu werden; den übrigen aber gab er die Freiheit wieder, die sich sogleich des Handels nach Asien bemächtigten, dessen Quellen damals eröffnet wurden.

*) Es giebt unter den portugiesischen Schriftstellern über die Summen dieses Schutzgeldes, und was jeder von diesen hebräischen Flüchtlingen für seinen Kopf entrichten mußte, mancherley Varianten. Ferreras, der diese Begebenheit sehr umständlich behandelt, sagt, jeder habe einen Crusaden bezahlen müssen, und daß sich 83000 von ihnen nach Portugal wandten.

den. Das Inquisitionsgericht verminderte zwar 1548. ihre Thätigkeit, und die Einziehung der Güter, welche sich dieses verhaßte Gericht erlaubte, nebst den Auflagen, die ihnen die Regierung von Zeit zu Zeit abzwang, vermehrten das Mißtrauen. Sie hofften daß ihnen eine Summe von 250000 Livres, die sie seinem Enkel Sebastian zu dem tollen Zuge nach Afrika gegeben hatten, einige Ruhe verschaffen würde. Zum Unglücke für sie hatte dieser unbesonnene Monarch ein tragisches Ende. Philipp der zweite, welcher bald nachher seine Herrschaft über Portugal erstreckte, verordnete, daß diejenigen seiner Unterthanen, die von einem Juden oder Mauren abstammten, weder in den geistlichen Stand treten, noch eine bürgerliche Bedienung erlangen könnten.

Dies Brandmal, welches man allen neuen Christen auf die Stirne druckte, machte den Reichsten einen Aufenthalt verhaßt, wo sie ihr Vermögen nicht gegen Kränkungen schützen konnte. Sie brachten also ihre Schätze nach Bourdeaux, Antwerpen, Hamburg und anderswohin außer Portugal. Diese Auswanderung veranlaßte eine große Revolution, und verbreitete die Industrie, deren Mittelpunkt Spanien und Portugal bis dahin gewesen waren, in verschiedene Länder, und entzog zu gleicher Zeit diesen beiden Reichen die Vortheile, welche das eine aus Ost- und das andere aus Westindien schöpfte.

Vor

Vor diesen letztern Epochen wurden die Juden, welche die Inquisition unaufhörlich verfolgte, häufig nach Brasilien verbannt. Obgleich diese unersättlichen Blutigel sie ihres Vermögens beraubten, gelang es ihnen doch, einige Art von Cultur dort einzuführen. *) Dieser gute Anfang bewies dem Hofe zu Lissabon, daß eine Colonie ihrem Mutterstaate auch ohne Metalle nützlich seyn könnte. Von 1525. an hörte man auf, diese ungeheuren Besitzungen, welche der Zufall in ihre Hände gebracht hatte, so gering als zuvor, zu schätzen, und als einen verächtlichen Ort anzusehen, wo alle Unreinigkeiten des Königreichs zusammengehäuft wurden.

3.

Der Hof von Lissabon vertheilt Brasilien unter verschiedene Herren von Stande.

Die Gesinnungen des Ministeriums wurden bald von der ganzen Nation angenommen. Vor-

3 2

nehm-

*) Dies geschah zufällig auf folgende Art. Von den verbannten Juden wurden auch viele nach den africanischen Besitzungen der Portugiesen verbannt, nach St. Thome und andern Inseln, wo die Portugiesen mit ihrer Herrschaft Zuckerbau einführten, und Negerclaven zu diesen Arbeiten brauchten, von hier wurde dies vortheilhafte

Wer

nehmlich wurden die Großen des Reichs dadurch belebt. Die Regierung gestattete von Zeit zu Zeit allen unter ihnen, die darum anhielten, die Freiheit, eine Strecke von fünfzig bis sechzig französischen Seemeilen auf der Küste zu erobern, nebst einer unbegrenzten Erweiterung in das Innere des Landes. *) Ihre Freibriefe gaben ihnen Gewalt, die überwundenen Völker nach Gutdünken zu behandeln. Sie konnten die erlangten Länder an jedermann verpachten, der sie benutzen wollte, welches auch die mehresten thaten, doch nur auf drey Monathe, und vermittelt eines gewissen Grundzinses. Diese grossen Eigenthümer

ge-

Geschäft leicht nach Brasilien verpflanzt, weil durch die Schiffarten Africa und die neue Welt in einem beständigen Verkehr waren.

*) So gehörte die Insel Itamaraca, imgleichen die Hauptmanschaft San Vincente, dem Grafen von Monsanto, Fernambuco der Familie Albuquerque, die Hauptmanschaft Isleos nebst Puerto Seguro, dem Hafen, wo Cabral zuerst landete, und Santa Cruz, wo sich die ersten Portugiesen niederließen, als ein Marquisat, dem Hause Aveiro. Unter der vorigen Regierung wurden 1753. alle diese Herrschaften in Brasilien so wie in den andern portugiesischen Nebenländern mit der Krone wieder vereinigt, und der Hof gab den Eigenthümern dafür Pensionen, Commenden und Ehrentitel v. Vita di Marchese di Pombal. T.I. p. 38.

genossen alle Rechte der Souverainetät, ausgenommen das Recht über Leben und Tod, das Münzrecht und den Zehnten der Producte, welche sich die Krone vorbehielt. Man verlor dieses nützliche und ansehnliche Lehn nur, wenn man vernachlässigte es zu bebauen, es ohne Schutz ließ, keinen männlichen Erben hatte, oder sich eines grossen Verbrechens schuldig machte.

Diejenigen, welche diese Provinzen erhalten hatten, schnelkelten sich, sie ohne grosse Kosten, und ohne grosse Gefahr ihrer dortigen Stellvertreter in Besitz nehmen zu können; und gründeten diese grosse Hoffnung vornemlich auf die Unthätigkeit der kleinen Völkerschaften, die sie bezwingen mußten.

4.

**Charakter und Gebräuche der Völker,
die man der portugiesischen Herrschaft unterwerfen wollte.**

Der Mensch ist unstreitig für die Gesellschaft geschaffen. Seine Bedürfnisse und seine Schwachheit beweisen es hinlänglich. Aber Gesellschaften von zwanzig bis dreissig Millionen Menschen, Städte die vier bis fünfhundert tausend Seelen enthalten, sind Misgeburten in der Natur. Sie bildet dergleichen nicht. Sie ist im Gegentheil be-

beständig beschäftigt, sie zu zerstören.² Sie können nur durch eine unaufhörliche Vorsicht, und eine beständige Anstrengung erhalten werden, und würden bald zerfallen, wenn nicht ein grosser Theil dieser unzähligen Menge beständig auf ihre Erhaltung bedacht wäre. Die Luft ist dort vergiftet, das Wasser verdorben, das Land weit umher erschöpft; die Dauer des Lebens wird dort abgekürzt; die Annehmlichkeiten des Ueberflusses werden selten genossen und der Mangel ist dort auf's äusserste getrieben. Sie sind die Quelle aller ansteckenden Seuchen, und der Aufenthalt des Lasters und zügelloser Sitten. Diese unnatürliche Bevölkerung ist in Friedenszeiten der Gährung und Fäulniß unterworfen, und wird ihr durch den Krieg eine lebhaftere Bewegung gegeben, so ist die Erschütterung fürchterlich.

Die natürlichen Gesellschaften sind niemals zahlreich. Sie bestehen durch sich selbst. Man erwartet da nicht eine unbequeme Vermehrung der Bevölkerung, um sie zu zertheilen. Jede kleine Gesellschaft läßt sich in einer gehörigen Entfernung nieder. Dies war vormals der Zustand aller alten Völker, und so war es auch in der neuen Welt. Man fand Brasilien in lauter kleine Völkerschaften getheilt, einige in den Wäldern versteckt, andere in den Ebenen oder an den Ufern der Flüsse wohnhaft, einige waren ansässig, die
mehr

mehresten herumwandernd; und beinahe alle ohne Gemeinschaft untereinander. Diejenigen welche nicht beständig mit einander kriegten, waren doch durch erblichen Haß getrennt. Einige nährten sich mit der Fischen und Jagd, andre vom Ackerbau. So viel Verschiedenheit in der Nahrung und Lebensart, mußte nothwendig viel Verschiedenheit in den Sitten und Gebräuchen hervorzubringen.

Die Brasilier waren größtentheils von der Größe der Europäer, nur weniger stark. Sie waren wenigern Krankheiten unterworfen, und lebten sehr lange. Alle Kleidung war ihnen unbekannt. Ihre Weiber hatten sehr lange Haare, die Männer hingegen trugen sie ganz kurz; die Weiber trugen Armbänder von Knochen, die von einer blendenden Weiße waren, und die Männer hatten Halsbänder davon; die Weiber bemalten sich das Gesicht, die Männer hingegen den Leib. *)

Jede

*) Eine den alten Brasiliern eigene Manier sich zu schmücken, oder ihr Gesicht auf eben die Art zu verstellen, wie die Aleuten und Bewohner der Fuchsinselfn thun, ist von wenigen Beschreibern dieses Landes bemerkt worden, wegen ihrer Sonderbarkeit aber doch hier anzuführen. Hans von Staden, ein Deutscher, der lange in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts in Brasilien eine Zeitlang Gefangener der Wilden war, und

Jede Völkerschaft dieses großen Continents hatte seine eigene Sprache. Unter diesen aber hatte keine einzige, Worte, die abstrakte oder allgemeine Begriffe ausdrückten. Diese Armuth der Sprache, die alle amerikanische Völker mit einander gemein hatten, beweist den geringen Fortgang des menschlichen Geistes in diesen Gegenden, und die Ähnlichkeit der Worte der einen Sprache mit der andern, zeigt, wie häufig die wechselseitigen Wanderungen dieser Wilden gewesen waren.

Die Nahrung der Brasilier war sehr einfach. In Gegenden, wo es keine zahme Thiere gab, nährte man sich am Ufer des Meeres von Muscheln,

und ihre Sitten und Gebräuche umständlich beschrieben, zeigt, daß die Brasilier ihr Gesicht eben so durch eingesezte Steine verzerrten, wie die Aleuten mit Knochen. Sie machten in den Unterlippen ein groß Loch, darin steckten sie einen länglichten grünen Stein, der durch sein Gewicht die Lippen herunter zog, und über dem Kinn einige Zoll hing. Ebenfalls trugen sie in jeden Backen dergleichen Steine, welche so geformt waren, daß sie nicht herausfallen können. Stadens Abbildung eines Brasiliers, verglichen mit dem Aloutischen Toigon, vor Cooks letzter Seereise, beweist diese Uebereinstimmung, die Herr Palas in seinen nordischen Beyträgen S. 309. zu bezweifeln scheint, noch genauer.

scheit, an den Flüssen von Fischen, und in den Wäldern vom Wilde. Die Lücken, welche sehr oft durch so unsichere und nicht zu allen Jahreszeiten gleich zu habende Hülfsmittel blieben, füllte man durch die Cassava und andre Wurzeln aus. *)

Diese Völker liebten den Tanz sehr, ihre Gesänge bestanden nur aus einem fortgesetzten Tone, ohne alle Abwechslung. Der Inhalt derselben war beinahe immer die Liebe oder ihre kriegerischen Thaten. In policirten Staaten sind der Tanz und die Musik zwey Künste. Aber in den Wäldern sind sie beinahe natürliche Zeichen der Eintracht, der Freundschaft, der Zärtlichkeit und des Vergnügens. Wir können unter dem Lehrmeister unsre Stimme und unsre Glieder tactmäßig bewegen. Der Wilde hat keinen andern Lehrmeister als die Leidenschaft, sein Herz und die Natur. Was er empfindet geben wir vor zu empfinden. Daher ist der Wilde auch immer glücklich, wenn er freiwillig tanzt oder singt.

Die persönliche Ruhe des Brasiliers wurde nie durch die Schrecken eines zukünftigen Lebens,
von

*) Das Cassavamehl nennen die Portugiesen dorten Farinha de Pao, oder Holzmehl, und es ward schon im vorigen Jahrhundert mit andern Landeswaaren nach Angola ausgeführt.

von dem er keinen Begriff hatte, gestört; ihre kleinen Gesellschaften aber wurden zuweilen durch Wahrsager beunruhiget. Die ihre Leichtgläubigkeit überraschten. Von Zeit zu Zeit brachte man diese Betrüger um, welches der Sucht zu Betrügen einigen Einhalt that.

Die Begriffe von Abhängigkeit und Unterwerfung, die unter uns vornehmlich von der Kenntniß eines schöpferischen Wesens herkommen, waren zu diesen Völkern noch nicht gelangt. Diese Blindheit, und ihre Unwissenheit in Absicht auf das, was eine vernünftig geordnete Gesellschaft ausmacht, hatte alle Begriffe von Regierung aus ihren Wäldern entfernt. Niemals war es ihnen eingefallen, daß irgend ein Mensch ein Recht haben, oder sich anmassen könnte, über andre Menschen zu herrschen.

Die Brasilier bezeugten, so wie die mehresten wilden Völker, keine Art von Zuneigung gegen ihren Geburtsort. Die Liebe fürs Vaterland, welche in gesitteten Staaten eine herrschende Neigung ist, welche unter einer guten Regierung zum Fanaticismus wird, und unter einer schlechten zur Gewohnheit übergeht; sie, die jeder Nation Jahrhunderte lang ihren Charakter, ihre Gebräuche, und ihren Geschmack erhält; diese Liebe ist nur eine erkünstelte Empfindung, die ihren Ursprung in der Gesellschaft hat, und in dem Zu-
stand

stande der Natur unbekannt ist. Das sittliche Leben des Wilden ist dem des gesellschaftlichen Menschen ganz entgegengesetzt. Letzterer genießt die Wohlthaten der Natur nur in seiner Kindheit. In dem Maasse, wie sich seine Kräfte und seine Vernunft entwickeln, verliert er das gegenwärtige aus den Augen, um sich bloß mit dem Zukünftigen zu beschäftigen. Und so verfliehet das Alter der Leidenschaften und des Vergnügens, die heilige Zeit, welche die Natur zum Genuß bestimmte, in eitlem Nachdenken und Bitterkeit. Das Herz versagt sich was es wünscht, wirft sich dasjenige vor, was es sich erlaubt hat, gleichen Qualen durch den Genuß, oder die Entziehung der Güter, die ihm Vergnügen gewähren, ausgesetzt. Indem der Mensch unaufhörlich die Freiheit bereut, die er beständig aufgeopfert hat, blickt er seufzend auf seine ersten Jahre zurück, in denen eine stete Abwechselung von neuen Gegenständen eine fortwährende Hoffnung und Neugierde in ihm unterhielt. Er erinnert sich gerührt an den Ort, wo er seine Kindheit durchlebt hat. Das Andenken an seine unschuldigen Vergnügen verschönert immer die Vorstellung seines Geburtsorts, und erhält ihn oder führt ihn zurück in sein Vaterland. Unterdessen daß der Wilde, welcher zu jeder Zeit seines Lebens die Güter und Vergnügen genießt, ohne sie der Hoffnung eines weniger mühsamen Alters aufzuopfern, an allen Orten

Orten die Gegenstände findet, die seinen Wünschen entsprechen; er fühlt, daß die Quelle seines Vergnügens in ihm selbst, und sein Vaterland allenthalben ist.

Obgleich die Ruhe der Brasillier nicht auf Gesetze gegründet war, so waren doch Uneinigkeiten in ihren kleinen Gesellschaften äußerst selten. Wenn die Trunkenheit oder ein unglücklicher Zufall einen Zwist hervorbrachte, in dem einer umkam, ward der Mörder den Verwandten des Erschlagenen ausgeliefert, die ihn sogleich ohne Bedenken ihrer Rache opferten. Die beiden Familien versammelten sich sodann, und versöhnten sich bey einem lärmenden Gastmahl.

Ein jeder Brasillier nahm so viel Weiber als er wollte, oder bekommen konnte, und verstieß sie, wenn er ihrer überdrüssig wurde. Diejenigen, welche die Treue, die sie geschworen hatten, brachen, wurden gewöhnlich mit dem Tode bestraft, und man belachte den Mann nicht, den sie hintergangen hatten. Die Mütter hüteten das Bett nur ein oder zwey Tage nach der Entbindung, und nahmen dann ohne Gefahr ihre gewöhnlichen Verrichtungen vor, indem sie das Kind in einer baumwollenen Schärpe am Halse befestigt trugen. Gewöhnlich sind die Folgen der Geburten unter den Wilden weit weniger gefährlich als unter civilisirten Nationen; indem die er-

stieren

stern ihre Kinder alle selbst nähren, und durch die Trägheit der Männer zu einer sehr mühsamen Lebensart gezwungen werden, welches die monatliche Reinigung sehr schwächt, und die ausführenden Gefäße dieses überflüssigen Blutes viel enger macht. Eine lange Ruhe nach der Geburt anstatt ihnen nothwendig zu seyn, würde ihnen eben so schädlich werden, als den Frauenspersonen von geringen Stände unter uns. Dieser Umstand ist nicht der einzige, bey welchem man bemerkt, daß sich die Vortheile der verschiedenen Stände die Waage halten. Wir fühlen den Mangel der Bewegung, und gehen auf das Land um gesund zu werden. Unfre Weiber fangen an den Rahmen der Mütter zu verdienen, indem sie ihre Kinder selbst stillen. Diese Kinder werden von den Fesseln der Windeln befreiet. Was bedeuten diese Neuerungen anders, als daß sich der Mensch nicht unbesonnener Weise von den Gesetzen der Natur entfernen kann, ohne seinem Glücke dadurch zu schaden. In allen zukünftigen Jahrhunderten wird sich der Wilde Schritt vor Schritt dem gesitteten Zustande nähern, und der civilisirte Mensch wird zu seinem natürlichen Stände zurückkehren; woraus der Philosoph schließt, daß in dem Raum, der sie trennt, ein Punct vorhanden ist, wo die irdische Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts anfängt. Aber wer soll diesen Punct bestimmen, und wenn er
 ber

bestimmt wäre, welche Gewalt würde hinreichend seyn, den Menschen dort hinzulenken und zu befestigen?

Reisende wurden in Brasilien mit grosser Achtung aufgenommen. Sie sahen sich von Weibern umringt, die ihnen die Füße wuschen, und mit den gefälligsten Reden überhäuften. Nichts wurde versäumt um sie gut zu bewirthen. Aber nichts war eine unverzeihlichere Beleidigung, als eine Familie, wo man gut aufgenommen worden war, zu verlassen, um in eine andere zu gehen, wo man eine angenehmere Bewirthung hoffen konnte. Diese Gastfreiheit ist ein sicheres Zeichen der Neigung und der Bestimmung des Menschen zum gesellschaftlichen Leben.

In den ersten Zeiten war die Gastfreiheit aus dem Mitleiden, welches den Menschen natürlich ist, allgemein; sie war der Keim der ältesten Freundschaften, die unter den entferntesten Familien heilig beobachtet wurden. Ein Mensch der von seinen Mitbürgern verfolgt wurde, oder sich eines Verbrechens schuldig gemacht hatte, suchte in der Entfernung Ruhe oder Sicherheit vor der Strafe. Er stellte sich vor dem Thor einer Stadt oder eines Fleckens, und sagte, „ich bin der und der, dessen Sohn und dessen Großsohn, und komme dieser oder jener Ursache willen.“ Er richtete alsdenn seine Geschichte oder Lüge so wunderbar

bar und tragisch ein, als er konnte, und so daß sie ihm so viel Wichtigkeit als möglich beilegte. Man hörte ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu und er fuhr fort: „Nehmt mich auf, und solltet ihr oder eure Kinder je durch das Unglück in mein Vaterland geführt werden, so dürft ihr mich nur nennen, und die meinigen werden euch aufnehmen.“ Jetzt nahm man ihn ein, und derjenige dem er den Vorzug gab, hielt sich dadurch für beehrt. Er nahm seine Stelle bei dem Heerde seines Wirths ein, und wurde als ein Glied der Familie behandelt. Zuweilen wurde er der Ehemann oder der Verführer der Tochter des Hauses.

Vielleicht entspringen von diesen Abendtheatern und ersten Reisenden, die Halbgötter des Heidenthums, Früchte der Zügellosigkeit und Gastfreiheit. Die mehresten verdankten ihr Daseyn Vorüberreisenden, denen man ein Nachtlager verstattet hatte, und nachher nie wieder sahe.

Man erlaube mir zu sagen, daß es keinen unsittlicheren Stand giebt, als worin sich Reisende gewöhnlich befinden. Der Reisende von Profession gleicht dem Besitzer einer ungeheuren Wohnung, der anstatt sich neben seiner Frau, mitten unter seinen Kindern zu setzen, seine ganze Zeit dazu anwendet, seine Zimmer zu untersuchen. Die Tyrannen, das Laster, der Ehrgeiz, das
Glenb,

Glend, die Neugierde, eine gewisse Unstätigkeit des Geistes, das Verlangen zu sehen und zu wissen, die Langeweile, der Ekel für lange gewohntes Glück und Bequemlichkeit haben von jeher die Menschen aus ihrem Vaterlande verbannt, und werden sie noch immerfort verbannen.

Aber in den Zeiten, wo es noch keine Civilisation, keinen Handel, keine Zeichen gab, die den Reichthum vorstellten, da der Eigennuz dem Reisenden noch keinen Zufluchtsort bereitet hatte, ersetzte die Gastfreiheit diesen Mangel. Die Aufnahme der Reisenden war eine heilige Schuld, welche die Nachkommen eines gastfren bewirtheten Mannes oft nach Verlauf einiger Jahrhunderte bezahlten. Wenn er in sein Vaterland zurückkehrte, erzählte er mit Wohlgefallen, wie reich man ihn aufgenommen hatte, und das Andenken davon ward in der Familie lange aufbewahrt.

Diese rührende Einfachheit der Sitten ist nach und nach verloren gegangen, wie der Umgang zwischen verschiedenen Völkern erleichtert wurde. Arbeitsame, habfüchtige, niedrige Menschen haben an allen Orten Häuser errichtet, wo man abtreten kann, wo man befehlt, wo man die Bedürfnisse des Lebens fodert, als in seinem eigenen Hause. Der Herr des Hauses ist weder euer Wohlthäter, euer Bruder noch euer Freund. Er ist

ist euer erster Bedienter, das Gold das ihr ihm gebt, ertheilt euch die Freiheit mit ihm umzugehen wie es euch gefällt. Er bekümmert sich bloß um euer Gold und nicht um eure Achtung. Wenn ihr fortgeht, erinnert er sich eurer nicht mehr; und ihr erinnert euch seiner auch nur insofern als ihr zufrieden oder unzufrieden mit ihm gewesen seid. Die heilige Gastfreiheit allenthalben verloschen, wo Polizen und die bürgerlichen Einrichtungen einigen Fortgang gemacht haben, findet sich jetzt nur noch unter den wilden Nationen, und nirgends in einem so hohen Grade als in Brasilien.

Von der Gleichgültigkeit oder Schwachheit weit entfernt aus der wir die Todten stiehen, uns scheuen von ihnen zu sprechen, und uns von den Stellen entfernen, die das Andenken an sie erneuern könnten, betrachten die Brasilier die ihrigen mit Zärtlichkeit, erzählen mit Wohlgefallen ihre Thaten, und sprechen mit Entzücken von ihren Tugenden. Sie wurden aufrechtstehend in einer runden Grube begraben. Wenn er das Haupt einer Familie war, so begrab man seine Federsbüsche, seine Halsbänder und Waffen mit ihm. Wenn ein Volk seinen Wohnplatz veränderte, welches sehr oft ohne andern Grund, als aus Verlangen zur Veränderung geschah, setzte jede Familie einige merkwürdige Steine auf die Gräber ihres

Nachr. von Brasilien. ans

angesehensten Todten. Sie näherten sich niemals diesen Denkmälern der Betrübniß ohne ein fürchterliches Geschrey zu erheben, dem nicht ungleich, mit welchen sie sich zur Schlacht rüsteten.

Weder der Eigennuz noch der Ehrgeiz waren je die Veranlassungen zu den Kriegen der Brasilier. Das Verlangen ihre Verwandten oder Freunde zu rächen war immer der Grund ihrer blutigsten Zwistigkeiten. Einige Greise die mehr ihre Redner als Anführer waren, verordneten die Feindseligkeiten, gaben das Signal zum Ausbruch und ermunterten sie während dem Marsch mit Reden die den unversöhnlichsten Haß athmeten. Zuweilen hielten sie sogar stille, um die heftigsten Orationen, die stundenlang daherteten, anzuhören. Diese machen dasjenige wahrscheinlich, was man davon im Homer und in den römischen Geschichtschreibern lieft. Damals wurde die Stimme des Feldherrn noch nicht durch das Geräusch der Artillerie erstickt, oder die Streiterhaufen waren noch nicht so ungeheuer, und jeder konnte die Rede des Feldherrn hören. Die Streitenden waren mit einer Keule von Ebenholz, von sechs Fuß lang, einen Zoll breit und einen Zoll dick, bewafnet. Ihre Röcher und Pfeile waren von demselben Holze, und ihre kriegerischen Instrumente waren Flöten aus den Gebeinen ihrer Feinde gefertigt. Diese waren wenigstens eben so geschickt

Ruth

Muth einzufloßen als unsre Trommeln, die nur gegen die Empfindung der Gefahr betäuben, oder unsre Trompeten, die das Signal und vielleicht zu gleicher Zeit die Furcht des Todes vertheilen. Ihre Generale waren die tapfersten Soldaten in den vorigen Kriegen.

Die ersten Angriffe wurden niemals offenbar gemacht. Jede Armee suchte den Vortheil eines Ueberfalls zu gewinnen. Selten wurden ordentliche Treffen geliefert. Ihr Ehrgeiz schränkte sich darauf ein, Gefangene zu machen, die nachher geschlachtet und mit grosser Feiertlichkeit gegessen wurden. Während dem Mahl ermunterten die Greise die jungen Leute tapfere Krieger zu werden, um oft eine so ehrenvolle Speise zu genießen. Dieser Geschmack am Menschenfleische verleitete sie dennoch nie, solche von ihren Feinden zu verzehren, die in der Schlacht umgekommen waren. Sie begnügten sich mit denen, die lebendig in ihre Hände geriethen.

Das Schicksal der Kriegsgefangenen ist nach dem verschiedenen Alter der Betraunten verschieden gewesen. Unter den gesittetsten Nationen werden sie ausgelöst, eingetauscht oder ausgeliehet, wenn ein Frieden geschlossen wird. Die halb wilden Völker, machen sie sich zu eigen, und gebrauchen sie zu Sklaven. Die gewöhnlichen Wilden tödten sie ohne sie zu quälen. Die allerwildesten unter

unter den Menschen martern sie, tödten sie, und verzehren sie sodann, und dies ist ihr abscheuliches Völkerrecht.

Das Menschenfressen ist von einigen Sceptikern lange für eine Chimäre gehalten worden. Sie konnten sich nicht überzeugen, daß der Mangel irgend eine Nation zu der traurigen Nothwendigkeit bringen könnte, sich von den Eingeweiden ihrer Nebenmenschen zu nähren; und sie glaubten noch weniger, daß man solche Abscheulichkeiten ausüben könne, ohne durch den äußersten Mangel an allen Bedürfnissen des Lebens dazu gezwungen zu werden. Seitdem aber häufigere Facta, Zeugnisse von Gültigkeit und glaubwürdigere Erzählungen die Zweifel der Ungläubigsten wegeräumt haben, hat es Philosophen gegeben, die sogar versuchten, diese Gewohnheiten der Wilden zu rechtfertigen. Sie haben heftig gegen die Grausamkeit der Fürsten geeifert, die aus Grille ihre unglücklichen Unterthanen zwingen, sich im Kriege erstickern zu lassen; sie glaubten aber, daß es gleichgültig wäre, ob ein Körper von einem Raubvogel oder von einem Menschen verzehrt würde.

Vielleicht ist dieser Gebrauch in der That an und vor sich selbst nicht strafbar, oder der Sittlichkeit zuwider; aber wie schädlich können nicht seine Folgen seyn. Wenn ihr dem Menschen erlaubt

laubt

laubt haben werdet Menschenfleisch zu essen, und sein Gaumen Geschmack daran gefunden hat, wird euch nichts übrig bleiben, als die Ausdünstungen des Bluts dem Geruch der Tyrannen angenehm zu machen. Stellet euch alsdenn diese beiden Phänomene als gemein oder gewöhnlich auf dem Erdboden vor, und verweilt bey dem Anblick des menschlichen Geschlechts, wenn ihr diesen Greuel ertragen könnt.

In Brasilien wurden die Häupter der Feinde, die in der Schlacht erschlagen oder nachher getödtet wurden, sehr sorgfältig aufbewahrt. Man zeigte sie mit Prahlerey als Monumente der Tapferkeit und des Sieges. Die Helden dieser wilden Nationen erhielten das Andenken an ihre großen Thaten durch ehrenvolle Einschnitte auf allen ihren Gliedern, und je mehr sie verstellt waren, desto größer war ihr Ruhm.

5.

Gewalt der Missionarien in den ersten Zeiten über die Eingebornen von Brasilien, und die Portugiesen.

Diese Sitten waren nicht geschickt die Brasilier das Joch sanftmüthig tragen zu lassen, welches man ihnen auflegen wollte. Was vermochte aber ein Haufen Wilde gegen die Waffen und Kriegs-

Kriegskunst der Europäer? Eine ziemlich große Anzahl hatte sich schon unterworfen, als der portugiesische Hof sich entschloß einen Befehlshaber abzuschicken, um die neuen Niederlassungen einzurichten, die man bisher der Wuth und Laune einiger Nichtswürdigen überlassen hatte. Thomas de Souza wählte San Salvador zum Mittelpunkt der Colonie; der Ruhm aber ihr einige Ruhe zu verschaffen war den Jesuiten aufbehalten, die ihn begleiteten. Diese muthigen Geistlichen, die der Ehrgeiz oder die Religion immer anfeuerte, große Thaten zu unternehmen, zerstreueten sich unter den Wilden. Diejenigen unter ihnen, welche die Wilden ihrem Haß gegen die Portugiesen aufopfert, wurden sogleich durch andre ersetzt, die beständig die rührenden Worte Friede und Liebe im Munde führten. Dergleichen Großmuth setzte die Wilden in Erstaunen, die nie gewußt hatten, was es hieße zu verzeihn. Nach und nach faßten sie Vertrauen zu Männern, die nur um ihr Glück besorgt zu seyn schienen. Ihre Neigung für die Missionarien wurde bald zur Leidenschaft. Wenn ein Jesuit unter einem Volke erwartet wurde, giengen ihm die jungen Leute haufenweise entgegen und versteckten sich in den Wäldern wo er vorbeikommen mußte. Bei seiner Annäherung stürzten sie aus ihren Schlupfwinkeln heraus, spielten auf ihren Flöten, schlugen ihre Trommeln, tanzten, erfüllten die Luft mit

mit ihrem Freubengeschrey, und bezeugten ihre Vergnügen auf alle mögliche Weise. Bey dem Eingange des Dorfs befanden sich die ältesten und angesehensten des Orts, die eine eben so lebhaftre Freude nur mit mehr Mäßigung bezeugten. Etwas entfernt sahe man die Mädchen und Frauen in einer ehrerbietigen und ihrem Geschlechte anständigen Stellung. Alle vereinigten sich darauf um ihren Vater im Triumpf nach dem Ort zu führen, wo die Versammlung gehalten werden sollte. Hier unterrichtete er sie in den Geheimnissen der Religion, die sie fassen konnten, ermahnte sie zu einem ordentlichen Wandel zur Gerechtigkeit, der brüderlichen Liebe und dem Abscheu für Menschenblut, und taufte sie.

Da diese Missionarien in zu geringer Anzahl waren, um alles selbst zu bestreiten, sandten sie oft die geschicktesten unter den Wilden, um ihre Stelle zu vertreten. Diese Leute, stolz auf eine so ehrenvolle Bestimmung, theilten Äxten, Messer und Spiegel unter die Wilden, die sie antrafen, und rühmten die Sanftmuth, Menschlichkeit und Wohlthätigkeit der Portugiesen. Sie kamen niemals von ihren Wanderungen zurück, ohne einige Brasilier mitzubringen, deren Neugier sie wenigstens erregt hatten. Sobald diese Wilden einmal die Jesuiten gesehen hatten, wollten sie sich nicht wieder von ihnen trennen, und kehrten sie

zu

zu ihren Häusern zurück, so war es nur um ihre Familien und Freunde einzuladen, ihr Glück mit ihnen zu theilen, und um die Geschenke zu zeigen die sie bekommen hatten.

Wenn jemand an diesen glücklichen Wirkungen der Wohlthätigkeit und Menschlichkeit unter den Wilden zweifelt, so darf er nur den Fortgang der Jesuiten in einem kurzen Zeitraum in dem südlichen Amerika, mit dem vergleichen, den die Waffen und Schiffe von Spanien und Portugal in zwey Jahrhunderten nicht haben zuwege bringen können.

Indessen daß tausende von Soldaten zwey grosse gesittete Völker in eine Wüste, den Aufenthalt einiger herumschweifenden Wilden verwandelt haben, sind einige kleine herumschweifende Völker von etlichen Missionarien, in verschiedene, große, gesittete Nationen verwandelt worden. Wären diese thätigen und muthigen Männer weniger mit dem herrschenden Geiste des Priestthums angesteckt gewesen; hätten sie die Aufnahme an einem der intriguantesten und verderbtesten Höfe in Europa, nicht an alle andre Höfe gebracht, um alle politischen Begebenheiten zu lenken; hätten sie nicht durch ihre Intoleranz und Herrschsucht alle vernünftige Leute und alle Gerichtshöfe wider sich aufgebracht; wären sie aus einem übertriebenen Eifer für die Religion nicht heimliche Feinde des Fort-

Fortgangs der Wissenschaften, und Verfolger der Philosophie geworden; hätten sie eben so viel Geschicklichkeit angewandt, sich beliebt als gefürchtet zu machen, und wären sie eben so besorgt um den guten Ruf als die Macht ihres Ordens gewesen, und hätten ihre Oberhäupter nicht sogar die Tugenden ihrer mehresten Mitglieder gemißbraucht: so würde die alte und neue Welt noch den Vortheil der Bemühungen einer Gesellschaft genießen, die man nützlich machen konnte, ohne ihrer anfänglich zu bedürfen. Das achtzehnte Jahrhundert dürfte alsdenn nicht über die Abscheulichkeiten, die ihre Zerstörung begleiteten, erröthen. Die Welt würde denn noch von ihrem Schmelze benezt, und durch ihre Unternehmungen fruchtbar gemacht werden.

Die Brasilier hatten zu viele Gründe die Europäer zu hassen, um nicht sogar gegen ihre Wohlthaten mißtrauisch zu seyn. Aber eine sehr gerechte Handlung, die viel Aufsehen machte, verminderte dies Mißtrauen.

Die Portugiesen hatten die Niederlassung von San Vincent auf der Seefüste im vier und zwanzigsten Grad südlicher Breite angelegt. Dort handelten sie friedfertig mit den Carigern, der sanftesten und gesittetsten Nation in ganz Brasilien. So groß auch der Nutzen dieses guten Vernehmens war, so hinderte es sie doch nicht, siebenzig
Män-

Männer wegzuführen, um sie zu Sklaven zu machen. *) Der Urheber dieses Verbrechens wurde verurtheilt, die Gefangenen an den Ort zurückzuführen, wo er sie weggenommen hatte, und solche Entschuldigungen zu machen, als die Größe der Beleidigung sie heischte. Zwen Jesuiten, denen es aufgetragen war, die Ersezungen zu machen, die man ohne sie nie verordnet haben würde, gaben dem Jarancaha, dem angesehensten Manne seines Volkes Nachricht davon. Er kam ihnen entgegen und mit Freudenthränen sagte er: „Lieben Väter, wir wollen gern das Vergangene vergessen, und einen neuen Bund mit den Por-
tugiesen schließen.“

*) Dergleichen Seeräuberien erlaubten sich portugiesische Kolonisten überall in Brasilien, und sie glaubten wie die Spanier, der Pabst habe ihnen mit dem Pante alle Einwohner als Leibeigens geschenkt. Wie die Furcht vor der Slaveren die Eingebornen von der Meeresküste und den christlichen Niederlassungen verscheuchte, verkaufte die portugiesischen Stadthalter das Wildfangsrecht einem jeden, und privilegierte Menschenräuber holten sich Sklaven zweihundert Meilen weit von der Küste, aus den unzugänglichsten Wäldern mit Gewalt, und wo dies nicht anging, verkleideten sich einige der Sklavenhändler in Jesuiten, um sie durch allerhand Versprechungen nach den Niederlassungen der Fremden zu locken. S. Meine Abhandlung vom Ursprung des Negerhandels. S. 47.

„tugieſen ſchließen; laß ſie aber in Zukunft mäßi-
 „ger und treuer in Beobachtung des Völkerrechtes
 „ſeyn, als ſie geweſen ſind. Unſre Zuneigung
 „verdient wenigſtens Gerechtigkeit. Man nennt
 „uns Barbaren, demohingeachtet ehren wir die
 „Redlichkeit und unſre Freunde. „ Nachdem
 die Miſſionarien verſprochen hatten, daß ihre Na-
 tion künftig die Geſetze des Friedens und der Ei-
 nigkeit gewiſſenhafter beobachten würden, erwie-
 derte Javacaha: „Wenn ihr an der Redlichkeit
 „der Cariger zweifelt, ſo will ich einen Beweis
 „davon geben. Ich habe einen Neffen den ich
 „jährl. liebe; er iſt die Hoffnung meines Hauſes
 „und die Freude ſeiner Mutter; ſie würde aus
 „Gram ſterben, wenn ſie ihren Sohn verlieren
 „ſollte; dennoch will ich ihn euch zum Geiſel ge-
 „ben. Nehmt ihn mit, bildet ſeine Jugend, ſor-
 „get für ſeine Erziehung, unterrichtet ihn in eu-
 „rer Religion, laßt ſeine Sitten ſanft, laßt ſie
 „rein ſeyn. Wenn ihr zurückkommt, hoffe ich
 „werdet ihr mich auch unterrichten, und mit Licht
 „ertheilen. „ Viele Cariger folgten dieſem Bei-
 ſpiel und ſchickten ihre Kinder nach St. Vincent
 um dort erzogen zu werden. Die Jeſuiten waren
 zu geſchickt um nicht groſſen Vortheil von dieſer
 Begebenheit zu ziehen. Man hat aber keinen
 Grund zu muthmaßen, daß ſie die Indier zu hin-
 tergehen und zur Unterwerfung zu bringen ſuchten.
 Der Geiz hatte dieſe Miſſionarien noch nicht ange-
 ſteckt,

steht, und ihr Einfluß bey Hofe war damals so groß, daß wegen des Ansehens in dem sie bey der Colonie standen, nichts für das Schicksal ihrer Neubekehrten zu besorgen war.

Diese Ruhezeit wurde gut benutzt. Seit einigen Jahren hatte man Zuckerrohr aus Madaira nach Brasilien verpflanzt und bemerkt, daß das Erdreich und Klima dieser nützlichen Pflanze sehr zuträglich sey. Anfangs wurde sie nur wenig gebaut, aber als man nachher anstatt der kraftlosen Indianer sich der stärkern Neger bediente, nahm der Bau desselben sehr zu. Er wurde nachher von Tage zu Tage ansehnlicher, weil dieses Product, welches man so lange nur als Nektar gebraucht hatte, immer mehr ein Gegenstand des Luxus wurde. *)

6. Ein-

*) Der Anfang des Zuckerbaues in Brasilien ist nicht gewis zu bestimmen, wahrscheinlich kam er mit den ersten Verbannten herüber, da die Portugiesen schon in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts Zuckerpflanzungen in Madaira, St. Thome und andern africanischen Inseln angelegt hatten. Hans von Staden, ein Hesse, der von 1547. bis 1554. in Brasilien war, beweist dies einigermassen. Er erwähnt des Zuckers unter den Producten dieses Landes gar nicht, ob er gleich lange genug als Gefangener unter den Wilden lebte, den Zucker als einheimisches Product zu bemerken, wenn er vergleicht

Einbruch der Franzosen in Brasilien.

Diese Waare, die mit so grossem Vortheil in allen europäischen Märkten verkauft wurde, erregte die Gewinnsucht der Franzosen. Sie versuchten zu verschiedenen malen sich in Brasilien niederzulassen. Ihre Flüchtigkeit erlaubte ihnen aber nicht die gemeiniglich langsam reisenden Früchte eines neuen Unternehmens abzuwarten. Sie verließen aus Ueberdruß und Unbeständigkeit Hofnungen, welche hinlänglich waren um den Muth solcher Leute aufrecht zu halten, die nicht so leicht zu ermüden, und geschwind zu unternehmen gewesen wären. Das einzige schätzbare Monument ihrer fruchtlosen Bemühungen ist eine Unterredung, welche den gesunden geraden Verstand

den bey ihnen gefunden. Weil er die übrige Zeit als Wächterschütz in einem Blockhause gegen die Wilden fern von den wirklichen Niederlassungen lag, mehr mit den Wilden als Europäern zu thun hatte; und überhaupt die vorzüglichsten Niederlassungen in seiner Reise sehr mit Stillschweigen übergeht, hat er darüber ihren Zuckerbau vergessen, der damals schon ziemlich ansehnlich seyn mußte, denn Magellan zählte schon 1519. auf seiner Fahrt um die Welt Zuckerrohr unter den brasilischen Waaren. (*Pigafetta Viaggio intorno il mondo. Beim Ramusio. L. p. 380.*)

stand der Wilden in das hellste Licht setzt, um so mehr da sie in dem naiven Styl geschrieben ist, der vor zweihundert Jahren das charakteristische der französischen Sprache war, und worin man Schönheiten findet, deren Verlust man noch jetzt bereuen muß.

Die Brasilier, sagt Peri der bey der Unterredung gegenwärtig war, waren sehr erstaunt, daß sich die Franzosen so viel Mühe gaben um ihr Holz zu holen, und einer ihrer Alten that einmal deswegen folgende Fragen an mich. „Sagt mir doch, was soll das bedeuten daß ihr Franzosen so weit herkommt um Holz zu holen, euch zu erwärmen? Giebt es denn keines in eurem Lande?“ Ich antwortete ihm, daß wir es in grosser Menge hätten, nur nicht von der Art als das ihrige, welches wir auch nicht zum Brennen gebrauchten als er glaubte, sondern so wie sie sich dessen bedienten ihre Federn und Bänder zu färben, holten wir es auch zur Färberey. Er antwortete; gut, aber braucht ihr so viel? Ja, sagte ich; denn es giebt in unserm Lande Kaufleute, die mehr Geld und rothes Tuch haben als ihr jemals hier gesehen habet, und von denen kauft einer alles Holz auf, was verschiedene Schiffe zurückbringen. Ha, ha! sagte der Wilde, du erzählst mir schöne Sachen! Denn überdachte er, was ich ihm gesagt hatte, und fragte ferner:

„ner: aber dieser reiche Mann von dem du
 „sprichst, stirbt er nicht? Freilich, freilich, so
 „gut als die andern. Hierauf fragte er mich so-
 „gleich wieder, (denn sie sind grosse Schwärzer)
 „und wenn er nun todt ist, wem läßt er seinen
 „Reichthum?“ seinen Kindern, wenn er welche
 „hat, und hat er keine, seinen Brüdern, Schwes-
 „tern, oder andern Verwaudten. In der That,
 „sagte der Alte, jetzt bemerke ich, daß ihr Franz-
 „osen grosse Narren seyd; denn warum müßt ihr
 „euch so viel Mühe geben und über das Meer
 „kommen, um Reichthümer für die zu sammeln,
 „die euch überleben werden, als ob die Erde, die
 „euch ernährt, nicht hinreichend wäre, auch sie
 „zu ernähren? Wir haben auch Kinder und Ver-
 „wandte, die wir lieben, wie du siehest; aber
 „weil wir überzeugt sind, daß die Erde, die uns
 „ernährt hat, ihnen auch ihre Nahrung gewäh-
 „ren wird, so verlassen wir uns ganz ruhig dar-
 „auf.“

7.

Eroberungen der Holländer in Brasilien.

Diese Philosophie, die den Wilden, welche
 die Natur vom Ehrgeize befreiet, so natürlich ist,
 und welche gesittete Nationen, die alle Uebel des
 Luxus und der Gewinnsucht erfahren haben, so
 wenig kennen, machte wenig Eindruck auf die
 Franz

Franzosen. Sie mußten der Versuchung des Reichthums unterliegen, der Durst welcher damals alle Seemächte in Europa verzehrte. Die Holländer durch einen Zufall Republikaner, und durch die Nothwendigkeit Kaufleute geworden, hatten mehr Beständigkeit und Glück in ihren Unternehmungen in Brasilien, als die Franzosen. Sie hatten nur gegen eine eben so kleine Nation als die ihrige zu streiten, die nach ihrem Beispiel bald das spanische Joch abschüttelte.

Alle Geschichtschreiber sind voll von den Grausamkeiten und Tyranneien, welche die Niederländer gegen Philipp den zweiten empörten. Die reichsten Provinzen wurden entweder unter einem eisernen Scepter erhalten, oder unter seine Herrschaft zurückgebracht. Aber die ärmsten, welche so zu sagen im Wasser, Sümpfen und Morästen lagen, erlangten durch beinahe übermenschliche Anstrengung ihrer Kräfte ihre Freiheit. Sobald ihre Unabhängigkeit fest gegründet war, griffen sie ihre Feinde auf den entferntesten Meeren an, in Indien, am Ganges, sogar in den Molucken, welche damals Spanien gehörten, seitdem es Portugal zu seinen Besitzungen rechnete. Der Waffenstillstand von 1609. gab dieser unternehmenden und glücklichen Republik Zeit, ihre neuen Projekte zur Reife zu bringen. Diese zeigten sich 1621. in der Errichtung einer westindischen Handlung:

lungskompagnie, von welcher man eben dergleichen glücklichen Fortgang in Afrika und Amerika erwartete, als die Ostindische Compagnie in Asien gemacht hatte. Die erste Operation der neuen Gesellschaft war der Angriff auf Brasilien.

Einige holländische Seefahrer hatten ungeachtet des Gesetzes, welches allen Fremden den Zutritt versagt, eine Reise dorthin gemacht, und da sie nach der Gewohnheit ihrer Nation ihre Waaren um einen weit geringern Preis feil boten, als welche von dem Mutterlande kamen, wurden sie sehr gut aufgenommen. Diese Schlechthändler berichteten bei ihrer Zurückkunft, daß das Land in der größten Unordnung wäre; daß die fremde Herrschaft alle Liebe des Vaterlandes ersüßt, und der Eigennuß jedes Herz verderbt hätte; die Soldaten wären Kaufleute geworden, und man hätte sogar die ersten Begriffe der Kriegskunst verlernt, so daß man sich nur mit einer etwas ansehnlichen Macht zeigen dürfte, um die geringen Hindernisse zu überwinden, welche vielleicht der Eroberung eines so reichen Landes im Wege liegen könnten.

Die Compagnie trug dieses Unternehmen 1624. Jacob Willekens auf. Dieser segelte gerade nach der Hauptstadt und San Salvador ergab sich, sobald sich die holländische Flotte zeigte. Die übrigen Einwohner der Provinz, obgleich sie

Nachr. von Brasilien.

Die

die größte und volkreichste der Colonie war, thaten eben so wenig Widerstand.

Dies war ein großer Schlag; er betrückte aber das spanische Ministerium nicht. Denn seitdem diese Krone Portugal unterworfen hatte, fand sie ihre neuen Unterthanen nicht so biegsam als sie es wünschte. Daher schien ihr ein Unglück, welches die Portugiesen abhängiger machen könnte, ein großer Vortheil; und ihre Minister wünschten sich Glück endlich eine Gelegenheit gefunden zu haben, ihr Joch zu erschweren.

Obgleich Philipp der vierte weder richtigere Begriffe noch eine edlere Denkungsart hatte, so glaubte er doch, die Majestät seines Thrones erfordere einige Verstellung und Beobachtung des Wohlstandes. Er schrieb daher an die vornehmsten Portugiesen, und ermunterte sie einige Anstalten gegen die Holländer zu treffen. Sie waren hiezu sehr geneigt. Ihr eignes Interesse, der Eifer für das Vaterland, das Verlangen die Schadenfreude ihrer Feinde zu unterdrücken, alles vereinigte sich ihre Thätigkeit zu verdoppeln. Diejenigen welche Geld hatten verschwendeten es mit vollen Händen, andre warben Soldaten an. Alle suchten Dienste. In drey Monaten waren sechs und zwanzig Schiffe ausgerüstet. Diese segelten im Anfang des Jahrs 1626. mit demjenigen ab

ab, welche die Langsamkeit und Palatif des Spanier lange hatte erwarten lassen.

Michael Teixeira Erzbischof von San Salvasdor versprach ihnen einen glücklichen Fortgang. Dieser kriegerische Prälat hatte an der Spitze von 1500 Mann den Feinden zuerst Widerstand gethan. Er hatte sie angegriffen, beunruhiget, geschlagen, zurückgetrieben und zuletzt in der Stadt eingeschlossen. Die Holländer durch den Hunger, das Elend und den Ueberdruß gedrückt, nöthigten ihren Befehlshaber, sich den Truppen welche die Flotte gelandet hatte, zu ergeben, und wurden alle nach Europa geschickt.

Das Glück der Compagnie zur See entschädigte sie wegen dieses Verlusts. Ihre Schiffe fegten immer im Triumphe, und mit der Beute der Spanier und Portugiesen beladen, in den Hafen zurück. Dieß gieng so weit, daß selbst die Mächte welche bey dem Glückstande der Holländer am mehresten interessirt waren, dennoch anfiengen sie mit neidischen Augen anzusehen. Der Ocean war von den Holländischen Flotten bedeckt. Ihre Admirale suchten durch nützliche Thaten das Vertrauen der Republik zu erhalten. Die Subalternen Officiere unterstützten den Muth und die Einrichten ihrer Befehlshaber, der Eifer der Soldaten und Matrosen war ohne Beispiel. Nichts konnte diese tapfern Leute abschrecken. Die Be-

2

schwer

schwerden der See, die Krankheiten, die häufigen Schlachten, alles schien sie kriegerischer zu machen und ihren Muth zu verdoppeln. Und die Compagnie war darauf bedacht, diese Gesinnungen durch öftere Belohnungen zu nähren. Außer ihrem Solde erlaubte man ihnen einen besondern Handel. Diese Freiheit ermunterte sie, und lockte täglich mehr in den Dienst. Da ihr Glück durch diese kluge Einrichtung mit dem Flor der Gesellschaft so genau verbunden war, wünschten sie beständig thätig zu seyn. Sie ergaben sich dem Feinde nie, und fielen die feindlichen Schiffe immer mit demjenigen Muth, mit der Geschicklichkeit und Hefigkeit an, welche den Sieg sicher machen. In dreizehn Jahren rüstete die Compagnie achthundert Schiffe aus, welche 90 Millionen Livres kosteten, und mit diesen nahmen sie dem Feinde fünfhundert und fünf und vierzig Schiffe, deren Ladung für 180 Millionen Livres verkauft wurde. Daher waren auch die Dividenden nie unter zwanzig pro Cent, und beliefen sich sogar oft auf hundert. Dieser Wohlstand, bloß eine Folge des Krieges, setzte die Compagnie bald in den Stand, Brasilien von neuem anzugreifen.

Ihr Admiral Heinrich Konf ankerte im Anfange des Jahres 1650. mit sechs und vierzig Kriegsschiffen auf der Rüste von Fernambuc, einer der größten und damals am besten besetzten Provinzen

vingen des Landes. Er unterwarf sie nach verschiedenen blutigen Schlachten, in denen er immer den Sieg erfochte. Die Truppen welche er dort zurückließ, unterwarfen in den Jahren 1633. 34. 35. die angrenzenden Gegenden, den angestautesten Theil von Brasilien, welcher den größten Ueberfluß an Lebensmitteln hatte.

Diese Reichthümer, welche anstatt nach Lissabon zu gehen den Weg nach Amsterdam nahmen, feuerten die Compagnie aufs neue an. Die gänzliche Eroberung von Brasilien wurde beschlossen, und Moriz von Nassau die Ausführung des Unternehmens aufgetragen. Dieser General kömte in den ersten Tagen von 1637. an seinem Posten an; er findet Kriegszucht unter den Soldaten, Erfahrung bey den Befehlshabern und Bereitwilligkeit bey allen, und eröffnet sogleich die Campagne. Ihm wurden nach und nach Albuquerque, Banjola, Louis Roeca de Borgia, und der Brasilier Cameron entgegen geschickt. Dieser letztere war der Abgott der sehnigen, und aufs äußerste für die Portugiesen eingenommen. Dabey tapfer, thätig, verschlagen, so daß ihm um ein guter General zu seyn nichts fehlte, als die Kriegskunst unter guten Lehrmeistern gelernt zu haben. Alle diese Befehlshaber gaben sich viel Mühe, die Besitzungen, die man ihrem Schutze anvertrauet hatte, zu decken. Aber vergebens, die Holländer bemeisterten sich bald

band aller Küsten von San Salvador bis zum
Amazonenflusse.

8.

Klagen eines Portugiesischen Predigers
zu Gott, über das Glück einer heizerischen
Nation.

Unter diesen Umständen hielt Antonio Vieira
ein beredter Jesuite, in einem Temple zu Bahia
die heftigste und außerordentlichste Predigt, die
vielleicht je auf einer christlichen Kanzel gehalten
worden ist. Das sonderbare dieser Rede wird
vielleicht den langen Auszug, den wir davon ge-
ben wollen, entschuldigen.

Vieira wählte das Ende des 43ten Psalms
zu seinem Texte, wo der Prophet Gott auf fol-
gende Art anredet: Erwecke dich, Herr, warum
schläfst du? Wache auf und verstoße uns nicht
so gar. Warum verbirgest du dein Antlitz, ver-
giffest unsers Elends und Dranges. Mache dich
auf, hilf uns und erlöse uns um deiner Güte
willen.

In diesen Worten, sagt der Redner: voll
frommer Standhaftigkeit und Muth, eher ver-
weisend als bittend, redet der köstliche Prophet
mit Gott. Die Zeiten und Umstände sind gleich,
und

und auch ich werde es wagen zu sagen: Wache auf, warum schläfst du?

Vieira nimt seinen Text wieder vor, und nachdem er die Aehnlichkeit des Unglücks der Kinder Israel und der Portugiesen gezeigt hat, fährt er fort: heute werde ich also nicht dem Volke predigen. Meine Worte und meine Stimme werden höher steigen. Ich trachte diesen Augenblick sogar in den Schooß der Gottheit zu dringen. Dies ist der letzte von den vierzehn Tagen, welche man in allen Kirchen der Hauptstadt zu Gebeten vor den heiligen Altären bestimmt hat. Und weil dieser Tag der letzte ist, muß man seine Zuflucht auch zu dem einzigen und letzten Mittel nehmen. Die evangelischen Redner haben vergebens getrachtet euch zur Buße zu bringen. Da ihr aber taub gewesen seid, da ihr euch nicht habt befehren lassen, so will ich dich o Herr befehren, und obgleich wir die Sünder gewesen sind, so sollst du es doch bereuen.

Als die Kinder Israel in der Wüsten gesündigt hatten, indem sie das goldene Kalb anbeteten, entdecktest du Mose ihr Vergehn, und settest in deinem Zorn hinzu, daß du diese Undankbaren vernichten wolltest. Aber Mose sagte, warum zürnest du wider dein Volk? ehe du das Urtheil vollziehst, bedenke was schicklich zu thun ist. Soll der Egyptier dich beschuldigen, du hättest uns
nur

nur aus der Sklaverei gezogen, um uns in den Gebirgen zu tödten? Bedenke die Ehre deines Namens.

Dies war die Logik Moses, und dies soll auch meine seyn. Du bereuest den Entschluß, den du gefaßt hattest, du bist derselbe. Meine Gründe sind noch weit stärker als des hebräischen Gesetzgebers. Sie werden dieselbe Wirkung auf dich haben, und wenn du den Vorsatz gefaßt hast, uns zu vertilgen, wird es dich gereuen. Weißt du nicht, daß der Keger durch die Siege die du ihm gewährt hast, aufgeblasen, schon gesagt hat, daß unser falscher Gottesdienst ihm deinen Schutz und seine Siege erworben haben? Und was sollen die Heiden, die uns umgeben, davon denken. Der Talapoin der dich noch nicht kennt, der uns beständige Indier, der unwissende und dumme Egyptier kaum mit dem Wasser der Taufe benetzt? Sind diese Völker fähig, die Tiefe deiner Rathschlüsse zu ergründen und anzubeten? Erwache also, und wenn du um die Ehre deines Namens besorgt bist, so erlaube es nicht, daß man aus dem Siege über uns Gründe wider unsern Glauben schöpfe. Erwache, und laß die Stürme die unsre Flotten zerstreuten, die Schiffe unsers gemeinschaftlichen Feindes zerstreuen. Laß die Pest und die Krankheiten, die unsre Armeen aufgerieben haben, seine Völker weggraben. Und der du
die

Rathschläge der Menschen verderben kannst, wenn es dir gefällt, so mache die andern dunkel und voll Verwirrung.

Josuah war heiliger und geduldiger als wir, und dennoch führte er dieselbe Sprache als ich, bey Umständen von weit geringerer Wichtigkeit. Er geht über den Jordan, greift die Stadt Achan, und seine Truppen werden zerstreut. Sein Verlust war nicht groß, und doch zerreißt er seine Kleider, wirft sich auf die Erde und ergießt sich in bittere Klagen, indem er sagt: Warum liebest du uns über den Jordan gehen? Sage Herr, war es um uns in die Hände der Amoriter zu liefern? und jetzt da es auf ein zahlreiches Volk in einem ungeheuren Lande ankömmt, sollte ich nicht ausrufen: Hast du uns dies große Land nur gegeben, um es uns wieder zu nehmen? Wenn du es den Holländern bestimmtest, warum riefst du sie nicht hieher, da es noch wüste war? Haben dir die Keger so große Dienste geleistet, und sind wir in deinen Augen so verachtet, daß du uns aus unserm Lande gezogen hast, um ihre Arbeiter zu seyn, um ihnen Städte zu bauen, und sie durch unsern Schweiß zu bereichern? Dies ist also der Lohn den du uns in deinem Herzen bestimmtest, nachdem so viele der Unserigen am Lande geschlachtet, oder im Meer umgekommen sind? Es wird geschehen, wie du es gewollt hast. Aber ich sa-

ge

ge dir, diejenigen die du jetzt verwirfst, die du jetzt vertilgest, morgen wirst du sie suchen und nicht finden.

Hieb vom Stend niedergedrückt stritte mit dir. Du willst gewiß nicht, daß wir fühlloser seyn sollen, als er war, und er sagt dir: da du meine Verderben beschlossen hast, so vollende es; tödte mich, vertilge mich; laß mich begraben und in Staub verwandelt werden; ich unterwerfe mich, aber morgen wirst du mich suchen und nicht mehr finden. Du wirst Sabeer und Chaldaer, Betrüchter deines Namens haben: aber Hieb, den getreuen Knecht der dich anbetet, wirst du nicht mehr haben.

Wohlt Herr, ich sage dir mit Hieb: Verachte, zerstöre, verzehre uns alle, aber eines Tages, oder morgen wirst du die Portugiesen suchen und nicht mehr finden. Du meinst, Holland werde dir apostolische Eroberer geben, die mit der Gefahr ihres Lebens die Fahne des Kreuzes in alle Länder tragen werden? Die Holländer werden dir eine Pflanzschule apostolischer Lehrer errichten, welche eilen werden, zur Ausbreitung deines Glaubens die Länder der Wilden mit ihrem Blute zu benetzen? Holland wird dir Tempel errichten, die dir gefallen werden, wird dir Altäre erbauen, auf welche du herabkommen wirst, wird dir wahre Priester weihen, das große Opfer opfern

opfern und dir den Dienst bezeigen der deiner würdig ist? Ja, ja, der Dienst den du von ihnen empfangen wirst, ist der sehr mit dem sie dir täglich in Amsterdam, Middelburg und Fließingen dienen, und in den übrigen Provinzen dieser kalten feuchten Hölle.

Ich weiß wohl o Gott daß die Ausbreitung deines Glaubens und die Ehre deines Namens nicht von uns abhängt, und daß wenn auch keine Menschen wären, deine Allmacht die Steine beleben, und Abraham Kinder erwecken könnte. Aber ich weiß auch, daß du seit Adam keine andre Menschen geschaffen hast; du bedienst dich derer die da sind, und gebrauchst zu deinen Absichten nur die geringen, wenn es an bessern mangelt. Dies beweist das Gleichniß vom Feste: Laßt die Blinden und Lahmen hereinkommen. Dies ist der Gang deiner Vorsehung. Verändere du diesen heute? Wir sind die Gäste gewesen; wir haben uns nicht gewelgert zu deinem Gastmahle zu kommen, und du ziehest uns Blinde und Lahme, Lutheraner und Calviner vor, Blinde im Glauben, Lahme in den Werken.

Wenn wir so elend sind, daß es den Holländern gelinzt, sich zu Herren über Brasilien zu machen, stelle ich dir mit aller Demuth, aber sehr ernstlich vor: Ob wohl acht, ehe du deinen Rathschluß ausführst. Untersuche sorgfältig,
weh

welchen Vortheil du davon haben wirst. Bedenke da es noch Zeit ist. Wenn es dich gereuen muß, ist es besser, daß es jetzt geschieht, als wenn dem Uebel nicht mehr zu helfen steht. Du siehst wohin ich will, und daß ich die Gründe die ich dir vorhalte, aus deinem eigenen Verfahren gezogen habe. Vor der Sündfluth zürntest du auch wider das menschliche Geschlecht. Vergewissere dich Noah während einem ganzen Jahrhundert zu dir. Du beharrtest in deinem Zorn. Die Tiefen des Himmels öffneten sich endlich. Das Wasser gieng über die höchsten Berge. Die ganze Erde war überschwemmt, und deine Gerechtigkeit befriediget. Aber drey Tage nachher als die Körper auf der Oberfläche schwammen, als deine Augen die Menge der morschenden Leichen erblickten; als die Oberfläche des Meers dir den schrecklichsten traurigsten Anblick darbot, der je die Blicke der Engel betrübt hat; was thatest du? Durch dieses Schauspiel gerührt bewegten sich deine Eingeweide vor Schmerzen, als ob du es nicht vorher gesehen hättest. Es reute dich, daß du die Welt geschaffen hattest. Du empfandest Reue über das Vergangene; du nahmst Entschlüsse für die Zukunft. Siehe so bist du: Und da dies dein Charakter ist, warum schonest du dich selbst nicht, indem du uns verschonest; warum bist du jetzt zornig, da dein Herz darüber murren wird, da die Vollziehung der Befehle deiner Gerechtigkeit deine Güte

Güte betrüben wird? Bedenke es ehe du anfängst, und überlege die Folgen der neuen Fluth die du beschloffen hast. Ich will sie dir vormalen.

Ich stelle mir vor, daß Bahia und das übrige von Brasillen in die Hände der Holländer gefallen ist. Betrachte sie jetzt, wie sie mit der Wuth eines Eroberers, mit dem Zerstörungsgeiste der Keger in die Stadt stürzen. Sieh, daß weder Geschlecht noch Alter verschont wird. Sieh das Blut fließt. Die Schuldigen, die Unschuldigen, die Weiber und Kinder werden mit der Schärfe des Schwerdts getödtet. Siehe die Thränen der Jungfrauen, die den Schimpf beweinen den sie erlitten haben. Siehe die Greise bey den Haaren geschlept. Höre das verwirrte Geschrey der Mönche und Priester die ihre Altäre umfassen, und ihre Hände zu dir erheben. Du selbst, o Gott, wirst ihrer Wuth nicht entgehen. Ja, du wirst dein Antheil davon empfangen. Die Keger werden die Pforten deiner Tempel einbrechen. Die Hostie, dein eigener Leib wird mit Füßen getreten werden. Die Gefäße, die dein Blut gefüllt hat, werden zur Schwelgerey gebraucht werden. Deine Altäre werden umgeworfen, dein Bildniß wird zerstückt werden. Unheilige Hände werden deine Mutter angreifen.

Ich würde nicht erstaunen, wenn du die Beleidigungen hättest die gegen dich gerichtet sind,
denn

denn vormals hast du schon blutigere geküßt.
 Aber deine Mutter! Wo bleibt die kindliche Pflicht?
 Wie! du tödtetest Hoka, weil er die Bundeslade
 berührte. Du ließest die Hand verdorren, die
 Jerobeam gegen einen Propheten aufhob; und
 du lässest den Ketzern Tausende von Armen, um
 weit abscheulichere Verbrechen auszuüben. Du
 stießest Belsazar vom Throne, du nahmst ihm das
 Leben, weil er aus den Gefäßen getrunken hatte,
 in denen dein Blut doch nicht geweiht worden
 war; und du verschonest den Keger; und es er-
 scheinen nicht zwei Finger und ein Daumen um
 sein Todesurtheil zu schreiben? Endlich, o Herr,
 wenn man deine Tempel geplündert, deine Altäre
 umgeworfen, deine Religion in Brasilien ausge-
 rottet haben wird; wenn in den Pöthbßen deiner
 Kirchen Gras wächst, dann wird das Weynachts-
 fest kommen, ohne daß jemand an den Tag deiner
 Geburt denkt. Die Fastenzeit, die heilige Woche
 werden kommen, ohne daß man die Geheimnisse
 deines Leidens feiert. Die Steine in unsern Gas-
 sen werden seufzen, wie sie in den verlassenen
 Straßen von Jerusalem seufzten. Keine Priester,
 keine Opfer, keine Sacramente mehr. Die Keger-
 rey wird die Kanzeln der Wahrheit einnehmen.
 Die falschen Lehrläge werden die Kinder der Por-
 tugiesen anstecken. Eines Tages wird man die
 Kinder derer die mich umgeben, fragen: Kleine
 Anaben, von welcher Religion seyd ihr? und sie
 wer-

werden antworten wir sind Calvinier. Und ihr kleinen Mädgen? und sie werden antworten: wir sind Lutherisch. Denn wirst du gerührt werden, denn wird es dich gereuen; da dich aber die Reue erwartet, warum kommst du ihr nicht zuvor?

Aber sage mir, welche Ehre suchest du darin eine Nation zu zerstören, und durch eine andre austreiben zu lassen? Dies ist eine Gewalt, die du vormals einem geringen Einwohner von Anascho anvertrauest. Indem du uns strafest, triumphirest du über die Schwachen. Wenn du uns verzeihst, triumphirest du über dich selbst.

Sey barmherzig um deines eigenen Ruhms willen, um der Ehre deines Namens. Laß deinen Zorn nicht alle Tage, nicht einen Tag dauern. Du weißt nicht, daß die Sonne über unsern Zorn untergehe; wie viele male ist sie nicht über deinen untergegangen, wie viel male ist sie nicht über ihn aufgegangen? Foderst du eine Mäßigung von uns, die du selbst nicht ausübest? Kannst du nur die Lehre und nicht auch das Beispiel geben?

Verzeihe uns also o Herr, laß unser Elend ein Ende nehmen. Heilige Jungfrau, bitte für uns. Bitte deinen Sohn; befehl ihm. Wenn er über unsre Sünden zürnet, so sag ihm, er soll sie uns vergeben, wie es uns befohlen wird, in
seinen

seinen Befehlen, daß wir unsern Schuldnern vergeben sollen.

Ich weiß nicht, ob der Herr durch die Vorstellungen des Redners Vieira gerührt wurde: aber kurze Zeit nachher wurden die Eroberungen der Holländer durch eine Revolution unterbrochen, die alle Nationen wünschten, ohne daß sie jemand vorher gesehen hatte.

9.

Die Portugiesen vertreiben die Holländer aus Brasilien.

Seitdem die Portugiesen das spanische Joch trugen, waren sie nie glücklich gewesen. Philipp der zweite, ein grausamer, geiziger, despotischer und argrohmischer Fürst, hatte versucht ihren Charakter zu erniedrigen. Er bedeckte aber unter einem ehrenvollen Vorwande die Mittel, die er zu seinem Zwecke gebrauchte. Sein Sohn der seinen Grundsätzen nur zu getreu folgte, glaubte, daß es besser sey über einen zu Grunde gerichteten Staat zu herrschen, als den Gehorsam seiner Unterthanen von ihrem freyen Willen zu erwarten. Er ließ ihnen daher eine Menge Eroberungen entreißen, die ihnen so viel Schätze, Ruhm und Macht einbrachten, und mit Strömen von Blut erkauft waren. Der Nachfolger dieses schwachen Prin-

Prinzen, der noch blöder am Verstande als sein Vater war, wagte ohne die geringste Rücksicht Eingriffe in ihre Privilegien, ihre Regierung, Gebräuche und was ihnen sonst am theuersten war. Auf den Rath Olivarez wollte er sie zur Rebellion zwingen, damit er ein Recht bekäme sie zu plündern.

Diese gehäuften Beleidigungen verbanden alle Gemüther, die Spanien zu veruneinigen getrachtet hatte. Eine Verschwörung, die man mit der größten Verschwiegenheit drey Jahre lang unterhalten hatte, brach am dritten December 1640. aus. Philipp der vierte wurde mit Verachtung abgesetzt, und der Herzog von Braganza auf den Thron seines Väter erhoben. Das Beispiel der Hauptstadt wurde von dem ganzen Königreiche und den Ueberbleibseln der Colonien in Asien, Afrika und Amerika befolgt. Von einer so grossen Veränderung wurde doch nur das Blut Michael Masconcellos, des niedrigen Werkzeuges der Tyrannen, vergossen.

Der neue König vereinigte sein Interesse und seine Rache mit den Absichten der Engländer, Franzosen und aller Feinde von Spanien. Vornehmlich schloß er den 23ten Juni 1641. mit den vereinigten Provinzen ein Offensivbündniß in Europa, und einen Waffenstillstand auf zehn Jahre in Ost- und Westindien. Nassau ward sogleich
Nachr. von Brasilien. M mit

mit dem größten Theil der Truppen zurückberufen, und die Regierung der holländischen Besigungen in Brasilien wurde Hamel einem Kaufmann aus Amsterdam, Bassis einem Goldschmiede von Harlem, und Bullestraat einem Zimmermann aus Middleburg anvertraut. Dieser Rath sollte alle vorkommenden Sachen entscheiden, die wie man glaubte, in Zukunft bloß die Operationen eines thätigen und vortheilhaften Handels betreffen würden.

Es fand sich aber ein großes Hinderniß gegen die Erfüllung dieser Erwartungen. Die Länder gehörten den Portugiesen, welche unter der Herrschaft der Republik geblieben waren. Einige unter diesen hatten nie die Mittel gehabt reiche Pflanzungen anzulegen, andre waren durch die Unglücksfälle, die von einem Kriege unzertrennlich sind, zu Grunde gerichtet. Kaum erfuhr man dieses Unvermögen in Europa, so waren die Capitalisten der vereinigten Provinzen bereit, die nöthigen Gelder zu allen möglichen Arbeiten vorzustrecken. Sogleich erhielt alles ein andres Ansehen, alles ward neu belebt. Aber man führte zu kostbare Gebäude auf; eine epidemische Krankheit raste eine ungeheure Menge Sklaven weg, und alle überließen sich dem ausschweifendsten Lurus. Diese Versehen und widrige Zufälle setzten die Schuldner außer Stande ihr Wort zu halten.

Zur

Zuletzt erlaubten sie sich, um nicht allen Credit zu verlieren, Gelder um drey bis vier pro Cent monatlich aufzunehmen. Dieses thörichte Verfahren machte ihre Schuldlast immer untilgbarer; und die Gefängnisse füllten sich mit Schulbigen oder Unglücklichen. Um diese schöne Niederlassung von einem gänzlichen Verfall zu retten, war die Compagnie gezwungen die Schulden auf sich zu nehmen. Sie forderten aber von den Pflanzern, daß sie ihnen den ganzen Betrag ihrer Produkte liefern sollten, bis alle Schuldner bezahlt wären.

Vor dieser Einrichtung hatten die Agenten des Monopoliums die Festungen verfallen lassen. Sie hatten die Waffen und Kriegsvorrath verkauft, und allen Soldaten die darum anhielten, erlaubt in ihr Vaterland zurückzukehren. Dieses Verfahren hatte die Macht der Regierung geschwächt, und stößte den Portugiesen die Hofnung ein, daß sie eines Tages das fremde Joch abschütteln könnten. Der Vertrag mit dem Feinde, der ihnen alle Annehmlichkeiten des Lebens, deren sie gewohnt waren, entzog, bewog sie die Revolution zu beschleunigen.

Zu diesem Zwecke verbanden sich die muthigsten 1645. Ihr Anschlag war, alle Holländer die an der Regierung Theil hatten, mitten in der Hauptstadt Ternambur an einem öffentlichen Festtage umzubringen, und nachher über den Pöbel

zu fallen, der ganz wehrlos war, weil er sich außer Gefahr glaubte. Die Verschwörung wurde entdeckt, aber die daran Theil nahmen, hatten noch die Zeit aus der Stadt zu flüchten, und sich in Sicherheit zu begeben.

Ihr Haupt war ein Portugiese von geringer Geburt, Namens Johann Fernandez de Bierg. Aus einem bloßen Bedienten war er Faktor und endlich Kaufmann geworden, durch seine Geschicklichkeit hatte er sich großen Reichthum erworben, seine Redlichkeit verschafte ihm allgemeines Vertrauen, und durch seine Freigebigkeit verknüpfte er das Interesse unzähliger Menschen unzertrennlich mit dem seinigen. Der einmal fehlgeschlagene Versuch benahm seiner großen Seele nicht den Muth. Ohne Bewilligung und ohne den Schutz der Regierung wagte er es, einen Krieg anzufangen.

Sein Name, seine Tugenden und seine Anschläge versammelten die Brasilier, die portugiesischen Soldaten und selbst die Landbesitzer um ihn. Er stößte ihnen sein Vertrauen, seine Thätigkeit und seinen Muth ein; jeder drängte sich zu ihm; jeder will mit ihm siegen oder sterben. Er siegt, und schlummert nicht auf seinen Lorbeern. Er läßt den Geschlagenen nicht die Zeit sich zu besinnen. Einige Widerwärtigkeiten die er mitten in seinem Glücke erfährt, entwickeln und immer mehr

mehr die Stärke seiner Seele, seinen immer thätigen Erfindungsgeist und die Erhabenheit seines Charakters. Er zeigt sogar nach dem Unglück noch einen drohenden Blick, und ist durch seine Standhaftigkeit furchtbarer als seine Tapferkeit. Das Schrecken so er um sich verbreitet, erlaubt seinen Feinden nicht mehr im Felde zu bleiben, und in diesem Augenblick des Ruhms erhielt Vieira Befehl einzuhalten.

Seit dem Waffenstillstande hatten sich die Holländer einiger Plätze in Afrika und Asien bemächtigt, die sie sich hartnäckig zu verlassen weigerten. Der Hof von Lissabon mit Sachen von größerer Wichtigkeit beschäftigt, hatte nicht daran denken können sich Gerechtigkeit zu verschaffen. Aber sein Unvermögen machte sein Misvergnügen nicht geringer. Bei diesen Bestimmungen war es ihm sehr angenehm, daß die Republik in Brasilien angegriffen wurde; er hatte sogar unter der Hand die Anfänger des Krieges begünstigt. Die Vorsicht die er immer dabei gebrauchte in Amerika sagen zu lassen und in Europa selbst zu sagen, daß diese Unruhen wider seinen Willen geschähen, und er die Urheber derselben gewis dafür bestrafen würde, gab der Compagnie lange Zeit Hofnung, daß der Aufruhr keine Folgen haben würde. Ihr Geiz erwachte doch endlich, nachdem sie sich nur zu lange durch diese falschen Versicherungen hatten

ten hintergehen lassen. Da Johann der vierte erfuhr, daß man in Holland ansehnliche Zurüstungen machte, und er befürchtete in einen Krieg verwickelt zu werden, den er glaubte vermeiden zu müssen, nahm er sich endlich ernstlich vor, den Feindseligkeiten in Brasilien ein Ende zu machen.

Vieta, der um seinen Plan auszuführen nichts hatte als Geld, Credit und Geschicklichkeit, überlegte nicht einmal, ob er gehorchen sollte. Wenn der König, sagte er, von unserm Eifer, seinem eigenen Interesse und unserm Fortgange unterrichtet wäre, würde er, anstatt uns die Waffen aus der Hand zu reißen, uns aufmuntern fortzufahren und mit seiner ganzen Macht unterstützen. Hierauf nahm er sich vor, aus Furcht das Feuer seiner Begleiter möchte erkalten, die Sache möglichst zu beschleunigen. Das Glück blieb ihm auch so günstig, daß er mit Hülfe des Baretto, des Vidal und einiger andern Portugiesen, welche ihrem Vaterlande dienen wollten und konnten, die Holländer völlig zu Grunde richtete. Die wenigen unter diesen Republikanern, die dem Schwert und der Hungersnoth entgangen waren, räumten Brasilien durch eine Capitulation vom 28sten Januar 1654.

Wie sehr verändert sich doch der menschliche Geist! Alle diese Begebenheiten sind in der That, und scheinen uns auch nur die Folge gewisser politis

itis

litischen, moralischen oder physischen Ursachen; und Vieira ist in unsern Augen nur ein beredter Enthusiast. Man versetze sich aber in die Zeiten der Juden, da sie noch Pflanzschulen von Begeisterten hatten; der Griechen, da man noch von allen Orten nach Delphos gieng; der Römer, da man kein grosses Unternehmen wagen wollte, ohne die Eingeweide der Opferthiere und die heiligen Hühner zu Rathe zu ziehen; unserer Vorfahren, zu den Zeiten der Kreuzzüge. Man setze an die Stelle des Vieira einen Propheten, eine Pythia, einen Wahrsager, einen Bernard; und die brasilische Revolution wird mit einem mal ein über natürliches Anschn bekommen. Es wird Gott seyn, welcher durch den heiligen Muth einer außerordentlichen Person gerührt, der unterdrückten Nation einen Rächer erweckt hat.

Der Friede, den die vereinigten Provinzen einige Monathe nachher mit England schlossen, schien sie in den Stand zu setzen, die wichtigen Besitzungen wieder zu erlangen, die sie durch eine falsche Sparsamkeit und andre unglückliche Umstände verloren hatten. Aber die Republik und die Compagnie vereitelten die Erwartungen aller Nationen. Der Friede von 1661. der den Streitigkeiten der beiden Mächte ein Ende machte, versicherte Portugal den Besitz des ganzen Brasilians, und dieses versprach an seiner Seite den vereinigten

vinzen acht Millionen an Gelde oder Waaren zu bezahlen.

So entgieng den Holländern eine Eroberung, welche die reichste europäische Colonie in der neuen Welt werden und der Republik ein Ansehen geben konnte, welches sie nie durch ihr eignes Land erhalten wird. Aber um sie zu erhalten, mußte der Staat selbst die Verwaltung und den Schutz derselben übernehmen; und um blühend zu werden mußte sie einer gänzlichen Freiheit genießen. Unter diesen Bedingungen hätte man Brasilien erhalten, und es würde die Nation bereichert haben, anstatt eine Compagnie zu Grunde zu richten. Unglücklicherweise fand man das einzige Mittel nicht Länder in Amerika durch den Anbau nützlich zu machen, und daß dieser Fortgang nur die Folge eines freyen Handels für alle Bürger unter dem Schutze der Regierung seyn könne.

Sobald ein dauerhafter Vergleich die Portugiesen von den Feinden befreiet hatte, die von ihnen so oft überwunden und gedemüthiget waren, giengen ihre Bemühungen dahin, ihren Besitzungen Festigkeit zu geben und deren Reichthümer zu vermehren. Einige Einrichtungen die man damals für das allgemeine Beste machte, waren unglücklicherweise eine Folge des Vorurtheils und der Unwissenheit. Dennoch waren sie unendlich besser

besser als alles was man bis auf diese denkwürdige Zeit bisher gethan hatte.

Indessen daß der Hof zu Lissabon diese Colonie in gehörigen Stand zu setzen suchte, waren einige der thätigsten Unterthanen bemüht ihren Umfang zu erweitern. Sie breiteten sich gegen Süden bis an den Fluß Plata und gegen Norden bis an den Amazonenfluß aus, und da die Spanier im Besitz dieser beiden Flüsse waren, entschlossen sie sich, sie zu vertreiben, oder mit ihnen die Herrschaft über dieselben zu theilen.

10.

Niederlassungen der Portugiesen am Amazonenfluße.

Der Amazonenfluß, welcher wegen seiner ungeheuren Grösse so berühmt ist, dieser grosse Basall des Meeres, dem er seinen Tribut bringt, nachdem er von so viel kleinern Basallen eben dergleichen erhalten, scheint seinen Ursprung aus den Strömen zu haben, die sich aus dem östlichen Gebirge ergießen, und nachher in einer grossen Ebene vereinigen, um diesen großen Strom zu bilden. Die gewöhnliche Meinung ist, daß er aus dem See Laureicoche komme *), welcher eine Art

*) Nach Peter Samuel Ersk, der 1707. zins Charste vom Amazonenfluße bekannt machte, den er von

Art von Wasserbehältnis der Cordilleras ist. Er liegt in dem Gouvernement Guanuco, dreissig Meilen von Lima, im eilften Grade südlicher Breite. Dieser Fluß nimmt in seinem Lauf von tausend oder eilfhundert französischen Meilen eine ungeheure Menge andrer Flüsse auf, wovon verschiedene eine sehr beträchtliche Grösse haben, und sehr breit und tief sind. In seinen Gewässern befinden sich unzählige Inseln, die aber zu vielen Ueberschwemmungen unterworfen sind, um bebaut zu werden. Endlich ergießt er sich unter dem Aequator durch eine Mündung von funfzig Meilen breit in den Ocean.

Diese Mündung entdeckte Vincent Nunez Pinzon, ein Gefährte des Columbus 1500, und sein Ursprung wurde, wie man glaubt, 1538, von Gonzalo Pizarro entdeckt. Sein Lieutenant Orellana schiffte sich auf diesem Flusse ein, und unter;

von seinem Ursprung an bis ans Meer bereiset hatte, erstreckte sich die ganze Länge des Amazonenflusses auf 1200 französische Meilen, er stürzte sich durch vier und achtzig Mündungen ins atlantische Meer, wo seine Breite wol achtzig Meilen betragen mag. Er bringt dem Meer eine solche Menge Wasser, daß solches auf dreissig Meilen von seinem Ausflus den gewöhnlichen Geruch verliert. v. Lettres edifiantes. T. 2. C. 284.

untersuchte die ganze Länge seines Laufs. *) Er hatte mit einer Menge Nationen zu streiten, die seine Fahrt mit ihren Böten zu verhindern suchten, und ihn vom Ufer mit Pfeilen verfolgten. Ohne Zweifel stellte damals der Anblick einiger Wilden, ohne Bart, wie man die mehresten amerikanischen Völker gefunden hat, der lebhaften Einbildungskraft der Spanier eine Armee von kriegerischen Weibern dar, welches den befehlhabenden Officier bewog, diesen Fluß Amazonenfluß zu benennen, unter welchen Namen er bekannter ist, als unter den beiden andern Marañon, und Orellana.

Man muß sich wundern, daß Amerika in den Köpfen der Spanier kein Wunderwerk hervorgebracht hat. Denn obgleich sie nie weder die Feinheit des Geschmacks, die Reizbarkeit der Empfindung, noch die Anmuth der Griechen gehabt haben, so hat sie doch die Natur dadurch entschädiget, daß sie ihnen einen gewissen Stolz des Charakters, eine Erhabenheit des Geistes, und eine eben so fruchtbare und wärmere Phantasie geschenkt hat, als sie keinem andern Volke mittheilte.

Die

*) Gonzalo Pizarra ward damals mit 340 Spaniern von Quito aus auf Entdeckungen ausgesandt. Orellana trennte sich von ihm, und kam auf dem Flusse Coca in den Amazonenfluß, den er hernach bis an seine Mündung besah.

Die Griechen thaten keinen Schritt in: oder außer ihrem kleinen Ländgen, daß ihnen nicht ein Wunder aufgestossen wäre. Auf dem Pindus erblickten sie den Apoll von den neun Mufen umgeben. In den Hölen von Lemnos hörten sie die Hammer der Cyclopen erschallen. Sie befestigten den Prometheus am Caucasus. Sie zertrümmerten die Kiesen unter der Last der Berge. Wenn der Etna brüllt und Ströme von Flammen auswirft, so ist es Iopheus der seine Brust erhebt. Ihre Felder und Waldungen waren mit Satyren und Faunen bevölkert. Jeder von ihren Dichtern war bey ihren Längen zugegen gewesen; und eine ganz neue Schöpfung bleibt todt bey dem Anblick eines Spaniers. Ihn rührt nicht das Ungewöhnliche der Gegenden, die Verschiedenheit der Pflanzen und Thiere, noch die malerischen Sitten einer Art Menschen, die vor ihm gänzlich unbekant waren.

Womit beschäftigte er denn seine Gedanken? mit Töbten, Mürden und Märdern. Der Durst nach Gold, der ihn gebückt am Fuße der Berge hält, erniedriget ihn zu der Stellung und Gefühllosigkeit eines Thieres.

Seit den Zeiten des Theseus und Hercules hatten die Griechen Amazonen erdichtet. Mit diesen Fabeln schmückten sie die Geschichte ihrer Helden, ohne einmal den Alexander auszunehmen; und

und die Spanier von diesem Traume des Alters-
thums eingenommen, verpflanzten ihn in die neue
Welt. Denn es läßt sich kein wahrscheinlicherer
Grund für die Meinung angeben, die sie in Ame-
rika und Europa ausbreiteten, daß es eine Re-
publik kriegerischer Weiber gäbe, die nicht in Ge-
sellschaft der Männer lebten, und sie nur einmal
des Jahres unter sich aufnahmen, um das Ver-
gnügen zu haben sich fortzupflanzen. Um dieser
romanhaften Idee desto mehr Gewicht zu geben,
sagten sie, und das mit Wahrheit, daß die Wei-
ber in der neuen Welt alle so unglücklich wären,
und mit so viel Verachtung und Unmenschlichkeit
behandelt würden, daß eine große Anzahl unter
ihnen gemeinschaftlich den Entschluß gefaßt hätten,
das Joch ihrer Tyrannen abzuschütteln. Die Ge-
wohnheit ihnen in die Wälder zu folgen, ihre Le-
bensmittel und Gepäck in den Kriegen und auf
der Jagd zu schleppen hätten sie ganz natürlich,
setzte man hinzu, zu einem so muthigen Entschluß
bewogen.

Aber konnten Weiber, die einen so geegründeten
Haß gegen das männliche Geschlecht hatten,
sich entschließen, Mütter zu werden? Oder konn-
ten Männer, die ihre Gattinnen in einen so uner-
träglichen Zustand versetzt hatten, sie nachher auf-
suchen, da sie von ihnen verjagt wurden, sobald
das Geschäft der Fortpflanzung geendiget war?

Konnte

Könnte das sanfteste mitleidigste Geschlecht seine Kinder, unter dem Vorwande daß es nicht Echter wären, tödten oder aussetzen; und also in kaltem Blute, und mit gänzlicher Uebereinstimmung, Abscheulichkeiten ausüben, deren die Wuth und Verzweiflung nur wenige einzelne Menschen fähig macht? Kann aber eine aristokratische oder demokratische Republik, wo zur Regierung Geschlossenheit erfordert wird, von einem Weiberrath regiert werden. Obgleich ein monarchischer Staat, wo man nur zu wollen braucht, schon von einzelnen Weibern beherrscht worden ist, und es in Zukunft wieder seyn wird? Man erwäge die organische Schwäche des Geschlechts; ihre beinahe beständige Kränklichkeit; ihre natürliche Furchtsamkeit; die Beschwerlichkeit der Arbeiten im gesellschaftlichen Leben, sowohl im Frieden als Kriege; den Abscheu gegen das Blut; die Furcht der Gefahren; und man vereinige, wenn man kann, alle diese Schwierigkeiten mit der Möglichkeit einer weiblichen Republik.

Wenn gleich einige sonderbare Vorurtheile mitten unter uns Gesellschaften beiderley Geschlechts haben errichten können, die ungeachtet des Bedürfnisses und natürlichen Verlangens, welches sie verbinden sollte, getrennt leben; so ist es doch nicht in dem Lauf der Dinge, daß der Zufall Völ-

ker

ter von Männern ohne Weiber *), und noch weit weniger von Weibern ohne Männer hervorbringen sollte. So viel ist gewiß, seitdem man von dieser politischen Verfassung spricht, ist es nicht möglich gewesen irgendwo die Spuren davon zu entdecken, so viel Mühe man auch angewandt hat. Es wird also mit diesem Wunder wie mit vielen andern seyn, deren Daseyn man immer glaubt, ohne zu wissen wo sie existiren.

Die Beschaffenheit dieses Phänomens der Amazonen sey nun welche sie wolle, so verbreitete die
Reise

*) Dennoch gab es selbst in Europa bis 1775. einen solchen Staat, wo bloß kriegerische Männer ohne Weiber lebten, die sich durch Ueberläufer aller Nationen, Russen, Polen und Tataren ernährten und vermehrten, die Saproger Kosaken oder Heidamacken am Dneper. Eine ordentliche Ehe war ganz von ihrer Verfassung ausgeschlossen, und es durfte kein Weibsbild in die Zeltche kommen. Dennoch waren sie zu weilen auf 40000 Mann angewachsen, und 1764. waren wirklich 27117. von ihnen in Russischen Diensten. Im letzten Türkentrieg wollten sie sich unabhängig machen, und reizten die benachbarten Russischen Unterthanen zum Aufstand; daher ward 1775. ihre ganze Verfassung aufgehoben, und viele von ihnen sind Colonisten geworden. S. Georgis Beschreibung Russischer Nationen, vierte Ausgabe, S. 326.

Reise des Orellana doch mehiger Licht als sie Neugierde erregte. Die bürgerlichen Kriege, von denen Peru damals verheeret wurde, erlaubten nicht, daß man diese Neugierde damals befriedigte. Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, bot Pedro d'Orsua ein Edelmann aus Navarra dem Vicekönig 1650. an, diese Fahrt wieder zu unternehmen. Er reiste von Cusco mit 700 Mann ab. Diese Ungeheuer von Blut genährt und durstend nach dem aller Rechtschaffenen, erwürgten ihren Befehlshaber der die Ordnung liebte. An seine Stelle ernährten sie, mit dem Titel eines Königs, einen wilden Biskayer Namens Lopez von Aguirra, der ihnen alle Schätze der neuen Welt versprach.

Durch diese verführerischen Hoffnungen erhitzt, segeln die Barbaren auf dem Amazonenflusse nach dem Weltmeer, und landen auf der Dreieinigkeitsinsel. Der Gouverneur der Insel wird umgebracht, und das Land geplündert. Die Küsten von Cumana, Cuaquia, und St. Martha wurden noch schrecklicher verwüthet, weil sie reicher waren. Endlich drangen sie in Neugtenada ein, um Quito und das Innere von Peru zu erreichen, wo alles mit Feuer und Schwerdt verheeret werden sollte. Ein Haufen Truppen, die man eifertig zusammengezogen hatte, greift diese Büthriche an, schlägt und zerstreut sie. Aguirra, der

der keine Hoffnung zu entkommen hat, bezeigt seine Verzweiflung durch eine abscheuliche That. „Mein Kind, sagt er zu seiner einzigen Tochter, die ihn auf seinen Reisen zu begleiten pflegte, ich hoffe dich auf den Thron zu erheben; meine Hoffnungen sind vereitelt. Meinte und deine Ehre erlauben mir nicht dich leben zu lassen, damit du die Sklavin meiner Feinde werdest. Stirb von der Hand eines Vaters. „ In demselben Augenblick erschießt er sie mit seinem Gewehr, und stößt noch, um sie vollends zu tödten, einen Bolch in ihr klopfendes Herz. Nach dieser schrecklichen Handlung verliert er den Muth; er wird gefangen und geviertheilt.

Diese unglücklichen Begebenheiten machten, daß man den Amazonenfluß aus den Augen verlor. Er wurde während einem halben Jahrhundert gänzlich vergessen. Einige Versuche, die man in der Folge anstellte, um neue Entdeckungen zu machen, waren schlecht ausgedacht und wurden noch schlechter ausgeführt. Der Ruhm, die Hindernisse zu überwinden, die sich bei Erforschung dieses großen Flusses fanden, war den Portugiesen aufbehalten.

Diese Nation, welche noch einige Ueberbleibsel von Kraft und Muth besaß, hatte seit einigen Jahren eine Stadt Namens Belem an der Mündung desselben erbauet. Pedro Teixeira reiste mit

Naht: von Staflin. B eines

einer Menge Bote von Indianern und Portugiesen bemannt 1688. von dort ab. Er segelte vom Amazonenfluß bis an die Mündung des Napo herauf, und nachher den Napo selbst, der ihn bis nahe an Quito brachte, wo er ans Land gieng. Der Haß, der die Spanier und Portugiesen trennte, obgleich sie unter einer Regierung standen, hinderte doch nicht, daß man den Teixeira mit aller Achtung und allem Vertrauen aufnahm, die ein Mann verdiente, der so groſſe Dienste leistete. Er setzte seine Reise weiter fort, in Begleitung zweyer aufgeklärten Jesuiten des Acunha und Artieda, denen man auftrug, seine Bemerkungen zu bestätigen und neue zu machen. Das Resultat beider Reisen, welche gleich genau und glücklich waren, wurde dem Madrider Hofe zugesandt, wo es ein außerordentliches Project veranlaßte.

Seit langer Zeit war die Verbindung zwischen den spanischen Colonien sehr beschwerlich. Feindliche Seeräuber, welche in dem Nördlichen und Südlichen Meere kreuzten, machten den Handel unsicher. Selbst diejenigen ihrer Schiffe, die sich schon bey der Havannah versammelt hatten, waren nicht außer Gefahr. Die Galleonen wurden sehr oft von Geschwadern angegriffen die sie wegnahmen, und beständig von Capern verfolgt, denen es selten mislang, einige dieser Schiffe zu erobern, die sich durch übles Wetter oder ih-

ren

ren langsamen Lauf von der Convoy entfernt hatten. Der Amazonasfluß schien ihnen geschickt diesen Unfällen abzuweichen. Man hielt es für möglich, und sogar leicht, die Schätze von Neugrenada, Popayan, Quito, Peru und selbst von Chili auf schiffbaren Flüssen, oder mit geringen Kosten zu Lande, dort hinzuschaffen. Waren sie nun bis an die Mündung geschickt, so fanden sie in dem Hafen von Para Galeonen bereit, solche weiter zu bringen. Die brasilische Flotte würde die spanische verstärkt haben, man würde in aller Sicherheit in einer wenig bekannten und unbefuchten Gegend abgereiset seyn, und das Ansehen dieser vereinigten Flotte wäre im Stande gewesen, alle Hindernisse auf ihrer Fahrt nach Europa zu überwinden. Mit der Revolution, die den Herzog von Braganza 1640. auf den Thron setzte, verschwanden alle diese grossen Unternehmungen. Jede Nation war jetzt nur darauf bedacht, sich den Theil des Flusses zuzueignen, der ihr am bequemsten lag.

Die spanischen Jesuiten unternahmen eine Mission nach dem Lande zwischen den Ufern des Amazonasflusses und des Napo, bis dahin wo diese beiden Flüsse sich vereinigen, auszuschieken. Jeder Missionarius, von einem einzigen seiner Landsleute begleitet, versorgte sich mit Aertzen, Messern, Nähnadeln und andern Werkzeugen von Eisen.

N 2

und

und vertiefte sich in undurchdringliche Wälder. Er brachte ganze Monate zu, auf die Bäume zu klettern, um irgendwo eine Hütte zu entdecken, einen Rauch zu bemerken, oder den Ton einer Trommel oder Pfeife zu hören. Sobald er versichert war, daß es Wilde in der Nachbarschaft gäbe, näherte er sich ihnen. Die mehresten flohen, zumal wenn sie im Kriege begriffen waren. Diejenigen die er erreichen konnte, ließen sich durch die Geschenke, den ihre Unwissenheit einen grossen Werth beilegte, verführen. Dies war die einzige Veredsamkeit, die die Missionarienzelten förnheten, oder nöthig hatten.

Wenn sie auf diese Art einige Familien beisammen hatten, führten sie solche an den vorher gewählten Ort, einen Flecken anzulegen. Aber selten gelang es ihnen, sie zu behalten, oder an den Boden zu fesseln. Beständiger Reisen gewöhnt war es ihnen unerträglich, ihre Wohnung niemals zu verändern. Der unabhängige Zustand in welchem sie gelebt hatten, schien ihnen vorzüglich lieber als die Neigung zum gesellschaftlichen Leben, die man ihnen einflößen wollte; und eine unüberwindliche Abneigung zur Arbeit führte sie natürlicherweise in ihre Wälder zurück, wo sie ihr ganzes Leben ohne Arbeit zugebracht hatten. Selbst diejenigen, die durch die Autorität oder die väterliche Vorsorge ihres Befehlshabers zurückgehalten wurden.

wurden, zerstreueten sich, sobald er auch noch so kurze Zeit abwesend war, und sein Tod zog unfehlbar den gänzlichen Ruin der Niederlassung nach sich.

Es ist unmöglich, daß nicht jeder denkende Leser sich hier selbst fragt, durch welche sonderbare Thorheit ein Mensch, der in seinem Vaterlande alle Bequemlichkeiten des Lebens genießt, bewogen werden kann, das mühsame elende Amt eines Missionarien zu übernehmen; sich von seinen Freunden, Verwandten und Mitbrüdern zu entfernen; Meere zu durchsegeln, um sich in die Wälder zu vertiefen; sich allen Schrecken des äußersten Mangels aussetzen; bei jedem Schritte Gefahr laufen von wilden Thieren zerrissen, oder ungesitteten Menschen getödtet zu werden; sich unter ihnen niederzulassen; ihre Sitten anzunehmen; ihre Beschwerden und ihre Armuth zu theilen; sich der Gewalt ihrer Launen oder Leidenschaften zu überlassen, wenigstens so lange bis sie ihre Sprache gelernt und sich ihnen verständlich machen konnten? Wenn es aus Enthusiasmus für die Religion ist: welchen schrecklichen Beweggrund kann man sich alsdenn denken? Ist es aus Ehrfurcht für ein Gelübde des Gehorsams gegen Obere, welche euch sagen, Geh, und die man nicht ohne Meineid, oder vom Glauben abzufallen, um die Gründe ihrer Befehle befragen darf. Welche
Macht

Macht entweder zu schaden oder zu helfen haben alsdenn nicht herrschsüchtige oder heuchlerische Herren, die so despotisch befehlen, und denen man so blindlings gehorcht? Ist es aus einer tiefen Empfindung des Mitleidens gegen einen Theil des menschlichen Geschlechts, den man sehrnächst der Unwissenheit, der Dummheit und dem Elende zu entreißen wünscht: so kenne ich keine heldenmüthigere Tugend. Was die Beständigkeit anbetrifft, mit welcher diese außerordentlichen Männer in einer so abschreckenden Laufbahn beharrten, so hätte ich geglaubt, daß die lange Gewohnheit unter Wilden zu leben, sie selbst zu Wilden gemacht haben würde; und ich würde mich in meiner Vermuthung geirrt haben. Es ist von allen menschlichen Tugenden die rühmlichste, die sie aufrecht erhielt.

Mit diesem Geiste hatten die Jesuiten, am Amazonenflusse Hindernisse weggeräumt, die unüberwindlich schienen. Ihre Mission, welche 1637. *) angefangen ward, faßte 1766. sechs-
taus

*) Nach den eigenen Berichten der Missionarien (Lettres edifiantes, T. 8. p. 289.) fiengen ihre Bemühungen, Christenthum und Cultur unter diesen Wilden zu verpflanzen, nicht früher, als 1658. noch weniger schon 1637. an, wie der Verfasser meint. Sie breiteten sich auch weiter, als an der nördlichen Küste des Maranhon, und längst den

tausend Einwohner, in sechs und dreißig Dörfern vertheilt, in sich. Von diesen Dörfern lagen zwölf am Napo und vier und zwanzig am Amazonenflusse. Sie waren eins von dem andern zwey, zehn, funfzehn und sogar zwanzig Tagesreisen entfernt. Die mehresten bestanden aus einzelnen Personen aus vielen Nationen, die alle hartnäckig an ihre Sprache, Sitten und Gebräuche gebunden waren, und denen man nie angedenken konnte sich als Glieder einer Gesellschaft zu

den Ufern des Napo aus, und besuchten die Wilden, welche südwärts des Marañhon, an den Flüssen Pastaza, Guallagua und Ucayale umher streiften. Borgia, dreihundert Meilen von Quito, war der Hauptort dieser Mission, welchen man unter dem allgemeinen Nahmen de los Maynas zu begreifen pflegte. Zu den neubekehrten Völkern dieser Mission gehörten die wegen ihrer grossen Einfalt lange berühmten Maineps, die am südlichen Ufer des Marañhon, westwärts des Napo wohnten. Viele von ihnen konnten nicht über fünf, ja nicht über drey zählen. An statt drey sagten sie zwey und ein, vier druckten sie durch zwey und zwey, fünf durch zwey und zwey und ein aus, und bey grössern Zahlen legten sie alle ihre Zehen und Finger zusammen. Nach und nach haben sich diese Missionarien bis an den schwarzen Fluß, die Grenze der Portugiesen ausgebreitet, mit denen die Neubekehrten in beständigen Fehden verwickelt waren.

zu betrachten. Die Versuche die man machte, dieser Niederlassung eine grössere Ausbreitung zu geben, waren mehrentheils fruchtlos, und konnten auch nicht anders seyn.

Die Weiber in diesem Theile von Amerika sind nicht fruchtbar, und ihre Unfruchtbarkeit wird noch vermehrt, wenn sie ihren Wohnplatz verändern. Die Männer sind schwach, und ihre Kräfte werden durch die Gewohnheit, sich zu oft Stunden zu baden, nicht gestärkt. Das Klima ist ungesund, und die ansteckenden Krankheiten häufig. Noch hat man nicht erlangen können, und wahrscheinlich wird es auch nie geschehen, daß die Wilden einige Neigung zum Ackerbau bekämen. Sie finden bloß Vergnügen an der Jagd und Fischen, die der Bevölkerung ungünstig sind. In einem Lande welches häufig überschwemmt wird, giebt es wenig Lagen die zu Niederlassungen geschikt sind. Die mehresten sind so weit von einander getrennt, daß sie sich nicht wechselseitig beistehen können. Die Nationen die man zu verbinden trachten könnte, sind zu abgesondert, und mehrentheils in unzugänglichen Gegenden verborgen. Auch sind sie in zu geringer Anzahl, und bestehen zumweilen nur aus fünf oder sechs Familien.

Unter allen Indiern waren diejenigen, welche die spanischen Jesuiten zusammengebracht hatten
und

und beherrschten, die trägesten. Jeder Missionar war gezwungen sich an ihre Spitze zu stellen, um sie zu vermindern. Cacao, Vanilla und Cassaparilla zu sammeln, welche die freigebige Natur ihnen ohne Arbeit darbietet, und die man alle Jahr nach Quito schickt, welches dreihundert Meilen entfernt ist, um sie gegen andere Nothwendigkeiten des Lebens zu vertauschen. Ihr ganzer Reichtum bestand in einer Hütte an allen Seiten offen, aus wilden Sträuchern geflochten, und mit Palmblättern gedeckt, einigen Werkzeugen zum Ackerbau, einer Lanze, Pfeil und Bogen zur Jagd, Fischhamen zum Fischen, einem Zelt, Hangemate, und einem Boot. Bis zu diesem Punkt hat man ihre Wünsche erwartet. Sie sind so zufrieden mit dem was sie haben, daß sie weiter nichts verlangen. Sie leben ohne Sorge, schlafen ohne Unruhe, und sterben ohne Furcht. Man kann sie glücklich nennen, wenn das Glück mehr in Befreyung von den Beschwerden besteht, welche die Bedürfnisse verursachen, als in dem vielfältigen Genuß, den diese Bedürfnisse erfordern.

Dieser aufkeimende Staat, welcher einzig und allein das Werk der Religion ist, hat Spanien bishero noch keinen Vortheil gebracht, und schwerlich wird es je so weit kommen. Man nennt die Gegend dieser Missionen die Provinz Mannas, und sie ist besser als die umliegende
Nach:

Nachbarschaft angebaut. Den Zerstörern der neuen Welt ist es nie eingefallen, sich in einem Lande niederzulassen, welches keine Metalle oder andre Arten von Reichthum darbietet, die ihren Geiz so gewaltig reizen. Aber die benachbarten Wilden setzten sich dort von Zeit zu Zeit.

Indessen daß einige Missionarien die Herrschaft des spanischen Hofes an beiden Ufern des Amazonasflusses errichteten, leisteten andre Missionarien Portugal denselben Dienst. Ungefähr sechs bis sieben Tagereisen unterhalb Pebões, der letzten spanischen Völkerschaft, findet man St. Paul, den ersten der zahlreichen Flecken, den die Portugiesen in einer ungeheuren Strecke, längst dem Hauptflusse und den andern die hineinfließen, angelegt haben.

Wenn das Volk der Mannas die Freiheit hätte, mit diesen Nachbarn umzugehen, so könnten sie sich viele Bequemlichkeiten ohne Mühe verschaffen, die sie von Quito nicht bekommen könnten; denn die Cordilleras trennen sie eben so sehr von diesem Lande, als ob ungeheure Meere zwischen ihnen lägen. Diese Gefälligkeit von Seiten der Regierung würde vielleicht noch mehrere glückliche Folgen haben. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, daß Portugal und Spanien ungeachtet ihres Nationalhasses fühlten, daß es zum Vortheil beider Nationen gereichen könnte, wenn man diese

diese Freiheit noch mehr erweiterte. Es ist bekannt, daß die Provinz Quito in der Dürftigkeit schmachtet, weil sie keinen Ausgang hat, wo sie die überflüssigen Lebensmittel absetzen kann, an denen es in Para gänzlich mangelt. Diese beiden Provinzen würden, wenn sie sich wechselseitig vermittelst des Napo *) und Amazonasflusses beistünden, zu einem Grade des Wohlstandes gelangen, zu dem sie sich ohne diese Verbindung nie erheben werden. Die beiden Mutterländer würden mit der Zeit grosse Vortheile von diesem thätigen Handel ziehen, der ihnen doch nie schaden könnte, weil Quito unmöglich das kaufen kann, was aus der alten Welt in die neue geführt wird, und Para nur solche Artikel verbraucht, die Portugal von Fremden bekennt. Aber es geht mit den Nationalfeindschaften wie mit den blinden Leidenschaften der Privatpersonen. Nur eine unglückliche Begebenheit ist nöthig, um Familien und Völker ewig zu trennen, deren größter Vortheil es ist sich zu lieben, zu helfen und gemeinschaftlich das Wohl aller zu befördern. Der Haß und die Rachsucht leiden gern, wenn sie nur auch schaden können. Sie nähren sich wechselseitig von den

Mun-

*) Dieser Fluß entspringt in der Nachbarschaft der Provinz Quito, und fällt von der nördlichen Seite unter dem 30ten Grade östlicher Länge, in den Amazonasfluß.

Wunden, die sie sich schlagen, und dem Blute das einer dem andern entzieht. Welch ein Unterschied zwischen dem Menschen im Stande der Natur, und dem verderbten Menschen in unsern elenden Gesellschaften! Dieser letzte scheint alles Uebel zu verdienen, das er sich selbst geschmiedet hat.

Man muß jetzt mehr als jemals verzweifeln, einiges Vertrauen zwischen den beiden europäischen Nationen zuwege zu bringen, die diese Länder unter sich getheilt haben. Seit langer Zeit muthmaßte man, daß der Amazonenfluß und Oronoka durch den schwarzen Fluß, wo der portugiesische Hof verschiedene Niederlassungen hat, verbunden wären. Dieses Problem wurde 1744. durch einige portugiesische Fahrzeuge aufgelöst, die zufällig von einem Fluß nach dem andern kamen; dadurch entstand eine neue Quelle von Eifersucht, welche die beiden Regierungen hätten verstopfen sollen, da sie gerade beschäftigt waren, die Streitigkeiten beizulegen, welche so oft den Fluß La Plata mit Blut gefärbt haben.

II.

Die Portugiesen versuchen sich am La Plata niederzulassen. Ihre Streitigkeiten mit Spanien; Vergleich der beiden Mächte.

Die Portugiesen, die sich bald nach den Spaniern an diesem großen Flusse hatten sehen lassen, ver-

vergassen ihn bald wieder. Nur im Jahr 1553. erschienen sie wieder dort, beschifften ihn bis in die Höhe von Buenos Ayres, und nahmen Besitz von der nördlichen Küste. Diese Begebenheit hatte keine Folgen, bis der Hof von Lissabon 1680. befahl, daß man die Colonie des heiligen Sacraments an der äußersten Spitze des Landes errichten sollte, welches er als sein Eigenthum ansah. Dieser Anspruch schien den Spaniern schlecht gegründet, und sie zerstörten ohne große Mühe die neuangefangenen Mauern.

Sehr lebhaftc Streitigkeiten erhoben sich sogleich zwischen beiden Nationen. Spanien bewelsset, daß die neue Colonie innerhalb der Grenzlinie angelegt ist, die die Päbste gezogen hätten. Die Portugiesen leugnen diese astronomische Wahrheit nicht; sie behaupten aber, daß diese Ordnung der Dinge durch spätere Einrichtungen vernichtet worden, vornemlich durch den Frieden von 1668. welcher den Feindseligkeiten ein Ende machte, und das Schicksal beider Nationen bestimmte. Nach vielen Debatten ward 1681. festgesetzt, die Portugiesen sollten wieder in Besitz des innegehabten Postens gesetzt werden, daß aber die Einwohner von Buenos Ayres eben so gut als sie die streitigen Ländereien anbauen könnten.

Der Krieg, welcher beide Krönien im Anfang dieses Jahrhunderts veruneinigte, zerriß diesen

vorläufigen Vergleich; und die Portugiesen wurden 1709. wieder von St. Sacrament vertrieben, um durch den Utrechter Frieden wieder eingesetzt zu werden. Dieser Frieden gestand ihnen sogar noch mehr zu, als sie vorher gehabt hatten; denn er versicherte ihnen den ausschließlichen Besiz der Ländereien der Colonie.

Jetzt entstand unter dem portugiesischen Etablissement St. Sacrament und der spanischen Colonie Buenos Ayres ein sehr ansehnlicher Schleichhandel, an dem alle Theile von Brasilien, Peru, und sogar einige Kaufleute der Mutterländer mehr oder weniger Theil nahmen.

Der spanische Hof merkte bald, daß die Schätze der neuen Welt abgeleitet wurden; um sie wieder in ihren vorigen Canal zu führen, fand man kein sicherer Mittel, als den Ort wo diese betrügerischen Unterschleife getrieben wurden, so viel als möglich einzuschränken. Die spanischen Minister behaupteten, die Herrschaft der portugiesischen Festung sollte sich nur einen Kanonenschuß weit erstrecken. Und sie besetzten die nördliche Seite des Plata von der Mündung dieses großen Flusses bis an die Colonie, die ihnen so heftige Unruhe erregte, mit Heerden, Schäfereien, den Flecken Maldonado und Monte Video, und sonst auf alle erfindliche Art.

Diese

Diese unerwarteten Unternehmungen erweckten wieder die ewigen Feindschaften, die der Handel einigermaßen unterbrochen hatte. Die Grenzvölker führten unter der Hand Krieg widereinander; und man erwartete alle Augenblick einen offenbaren Bruch, als der Vergleich 1750. den Streitigkeiten beider Kronen ein Ende zu machen schien. Durch diesen Vergleich vertauschte Portugal die Colonie St. Sacrament und die umliegenden Ländereien gegen sieben der Missionen, die man schon vor langen Zeiten an dem östlichen Ufer des Uruguay angelegt hatte.

Jetzt war nichts übrig, als diesen Vergleich in Amerika ins Werk zu setzen, und dieß war keine leichte Sache. Die Jesuiten, die sich seit Entstehung ihres Ordens einen heimlichen Weg zur Herrschaft gebahnt hatten, konnten sich der Zergliederung eines Reichs widersetzen, das sie durch ihren Schweiß gestiftet hatten. Außer diesem großen Interesse konnten sie glauben, daß die Sorge für die Glückseligkeit eines biegsamen Volks ihnen obliege, das sich in ihre Arme geworfen und das vollkommenste Vertrauen in Ansehung seines Schicksals in sie setzte. Uebrigens waren die Guarani nicht überwunden worden. Dadurch daß sie spanische Unterthanen wurden, gaben sie dieser Krone noch nicht das Recht, sie zu veräußern. Ohne über die unveränderlichen Rechte der Völker nach-
 ges

gedacht zu haben, könnten sie doch glauben, daß es ihnen allein zukäme zu entscheiden, was ihr Glück befördern könne.

Die Truppen die beide Mächte von Europa aussandten, und die in der neuen Welt zusammengezogen wurden, verbanden sich, um alle Hindernisse dieses Tractats zu überwinden. Diese Zurüstungen erschreckten weder die Jesuiten noch Guaranis. Obgleich die sieben abgetretenen Völkerschaften nicht öffentlich von den andern unterstützt wurden, obgleich sie nicht mehr die Führer an ihrer Spitze hatten, die sie bishero zur Schlacht zu führen pflegten, so scheuten sie sich doch nicht, die Waffen zu Verfechtung ihrer Freiheit zu ergreifen. Aber ihre kriegerischen Anstalten waren nicht gehörig eingerichtet. Anstatt sich gänzlich darauf einzuschränken den Feind zu ermüden, und ihm seinen Unterhalt abzuschneiden, den er zweihundert Meilen weit bekommen mußte, wagten die Guaranis ihn auf offenem Felde zu erwarten. Sie verloren zwehtausend Mann in einer Schlacht. Dieser große Unfall vernichtete alle Maasregeln. Ihr Muth schien zu sinken, und sie überließen ihre Länder den Ueberwindern, ohne den Widerstand zu machen, den man von ihnen gewis erwartete.

Nach dieser Begebenheit wollten die Spanier Besitz von der Colonie St. Sacrament nehmen. Man weigerte sich aber sie ihnen zu überliefern,
unter

unter dem Vorwande, daß die Einwohner am Uruguay nur zerstreut wären, und daß sie ein Land wieder zu erlangen suchen würden, welches sie wider Willen verlassen hätten, bis Spanien ihnen in seinen Ländern einen Wohnplatz angewiesen hätte. Diese wirklichen oder vorgegebenen Schwierigkeiten hinderten, daß der Vergleich ausgeführt wurde. Die beiden Höfe versuchten ihn zu vermitteln, aber alles verlief bald wieder in die erste Unordnung.

Seitdem sind diese Wüsteneien beinahe beständig mit Blut benetzt worden, zuweilen durch Feindseligkeiten, die bloß geduldet wurden, zuweilen durch öffentliche Kriege. Nachdem Portugal den Beistand von England verloren hatte, mußte es sich Gesetze vorschreiben lassen. Die Friedensbündnisse vom ersten October 1777 und vom elften März 1778. haben diesem Staat ohne Hoffnung, sie je wieder zu erlangen, die Colonie St. Sacrament entrissen: durch denselben hat es aber das am St. Peterflusse belegene Land wieder erhalten, welches man ihm unter dem abgenutzten Vorwande der Grenzlinie entzogen hatte.

Indessen daß unruhige unternehmende Männer die Gegenden am Amazonen- und La Platasflusse verheerten, vervielfältigten friedfertige und arbeitsame Bürger wichtige Produkte in Brasilien.

Nacht. von Brasilien.

D

lien,

lien, die sie dem Mutterlande übersandten, und dafür alles, was sie brauchten, erhielten.

12.

Die Verbindungen der Portugiesen mit Brasilien waren auf einem falschen Grunde erbauet.

Dieser Tauschhandel wurde vermittelt einer Flotte getrieben, die alle Jahre von Lissabon und Porto im Monat März absegelte. Die Schiffe, aus welchen sie bestand, trennten sich in einer gewissen Höhe, um den Ort ihrer jeweiligen Bestimmung zu erreichen. Sie versammelten sich aber alle wieder in Bahia, um vereinigt in den Monaten September und October des folgenden Jahres unter Bedeckung der Kriegsschiffe, die sie auf der Hinreise begleitet hatten, nach Portugal zu segeln.

Diese Ordnung der Dinge, die den allgemeinen angennommenen Grundsätzen des Handels so zuwider war, beunruhigte die denkenden Köpfe. Sie wünschten, daß man den Kaufleuten die Freiheit liesse, ihre Schiffe abreisen und zurückkommen zu lassen, wenn sie es für ihren Vortheil am zuträglichsten hielten. Dieses System würde den Frachtpreis verringert, die Fahrten vermehrt, die Seemacht verstärkt, und den Ackerbau befördert haben. Die Verbindungen

zwischen der Colonie und dem Hauptstaate wurden lebhafter geworden seyn, und würden der Regierung Licht und Gelegenheit gegeben haben, den Einfluß ihres Schutzes und ihrer Autorität gehörig anzuwenden.

Der Hof zu Lissabon zeigte zu verschiedenenmalen einige Neigung, diesen Beweggründen nachzugeben. Er wurde aber durch die Furcht, die einzeln segelnden Schiffe mögten in die Hände der Feinde fallen, abgehalten. Und die Gerühmtheit, welche in der Regierung noch mehr als bey einzelnen Personen vermag, die Gegenbemühungen verschiedener Grossen, die bey einer Veränderung viel verloren hätten, nebst Hundert Vorurtheilen, die nicht die gelindeste Untersuchung hätten vertragen können, bestätigten ihn bey seinem Entschlusse.

Auf diesem unsichern Grunde beruheten die Verhältnisse der portugiesischen Besitzungen in der alten und neuen Welt; als die Entdeckung der Gold- und Diamanten-Minen die Aufmerksamkeit aller Nationen nach Brasilien richtete. Es wurde allgemein geglaubt, daß diese Reichtümer die Colonie zu einer der einträglichsten Niederlassungen des ganzen Erbhodens machen würden. Europa war noch nicht von diesem Irrthum zurück gekommen, als es mit Erstaunen erfuhr, daß man den wichtigsten Theilen

dieses Landes das Joch eines Monopoliums aufgelegt hatte.

Portugal hatte ohne Hülfe einer Handelsgesellschaft sehr wichtige Entdeckungen in Afrika und beiden Indien gemacht; diese waren die Früchte einiger flüchtigen Verbindungen, die die Könige, Edelleute und einige Kaufleute unter sich errichtet hatten, welche mehr oder weniger ansehnliche Flotten nach den dreien Welttheilen ausrüsteten. Man konnte sich nicht vorstellen, daß ein Volk, welches in den Zeiten der Barbaren so gut wußte, den unschätzbaren Vortheil des Wettseifers zu benutzen, jetzt in einem erleuchteten Jahrhundert ein verderbliches System annehmen sollte, welches zwar in einem kleinen Theile des politischen Körpers alle Triebfedern der Thätigkeit und des Lebens vereinigte, dagegen aber alle übrigen träge und leblos machte.

Dieser Plan wurde mitten unter den Ruinen von Lissabon ausgesonnen, als die Erde ihre Bewohner von ihrem zerrissenen Schoosse zurückstieß, und ihm keine Zuflucht, keine Rettung übrig ließ, als auf dem Meere oder in der neuen Welt. Die fürchterlichen Stöße, die diese prächtige Hauptstadt zerstört hatten, erneuerten sich noch von Zeit zu Zeit; die Flammen, die sie in die Asche gelegt hatten, waren noch nicht erloschen, als eine ausschließende Gesellschaft errichtet

tet wurde, um die unter dem Nahmen Porto so befangenen Weine, welche das Getränk vieler Colonien, eines Theils von Norden, und hauptsächlich von England sind, den Fremden, nach Brasilien und sogar im kleinen drey Meilen in die Runde von Oporto, zu verkaufen. Diese Gesellschaft hat ein Capital von 5,000,000 Livres, welches in zweyhundert Actien, von 2500 Livres jede vertheilt ist. Sie leiht den Eigenthümern der Weinberge, bis auf die Hälfte des Preises der Weine, denselben war aber vorgeschrieben, wie viel Wein sie selbst bey den besten Jahren kelteren durften, mehr war ihnen nicht erlaubt zu machen. Man zahlte ihnen, für den besten Wein 156 Livres 5 Sous, das Faß zu zweihundert und zwanzig Maass gerechnet, und für den schlechtern nur 125 Livres. Wenn der Mangel auch noch so groß, und der Absatz noch so ansehnlich ist, kann der Landmann doch nicht mehr als eine Zulage von 31 Liv. 5 Sous für jedes Faß erwarten *).

Palo,

- *) Die Monopolisten des Weinhandels haben noch andere Freiheiten. Ausser ihnen durfte keiner mit Brantwein handeln. Sie hatten das Vorrecht, Wagen und Fahrzeuge zu ihrem Dienst zu zwingen. Man zwang wirklich reiche Leute Actien zu nehmen. Pombal war Director der Gesellschaft, jede Pipe Wein, deren 40,000 den Fremden und den Colonien überlassen wurden, bezahlte ihm drey Crusaden.

Porto, welches durch seine Bevölkerung, seine Reichthümer und Industrie, die erste Stadt von Portugal geworden, seitdem Lissabon so zu sagen verschwunden war, befürchtete mit Grunde, daß sein Handel durch diese unglückliche Verküsterung der Rechte der ganzen Nation zum Vortheile einer einzigen Gesellschaft gänzlich zerstört sey. Die Provinz zwischen Duro und Minho, welche die fruchtbarste des ganzen Königreichs war, verließ sich nicht mehr auf ihren Ackerbau. Die Verzweiflung brachte die Nation zum Aufstande, und der Aufstand machte die Regierung grausam. Zwölfhundert Bürger wurden entwedert dem Henker übergeben, zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt, nach den Africanischen Bestungen verbannt, oder durch ungerechte Einziehung ihrer Güter an den Fiskus gebracht.

Den 6ten Junii errichtete man für Groß-Para und den Maragnon eine ausschließende Gesellschaft, welche ein Capital von 3,000,000 Livres in 1200 Actien getheilt besaß. Vier Jahr nachher wurde der Provinz Fernambuc das nehmliche Joch aufgelegt, mit dem Unterschiede, daß dies andere Monopolium ein Capital von 3,500,000 Livres, welches in 3400 Actien vertheilt wurde, besaß. Die beiden Gesellschaften erhielten die Erlaubniß, von den Schwagren, nach Abzug aller Unkosten, einen Gewinn von funfzehn pro Cent

Cent zu ziehen, und alle Waaren fünf und vierzig pro Cent theurer zu verkaufen, als sie solche in Lissabon gekauft hatten. Man gab ihnen die Freiheit, die Lebensmittel aus den Gegenden, die ihrer Tyranney unterworfen waren, so gering als es ihnen gefiel, zu bezahlen. Diese außerordentlichen Privilegia sollten zwanzig Jahre dauern, und konnten zum grossen Schaden der Colonie wieder erneuert werden. Jetzt ist der Handel nach diesen brasilischen Provinzen wieder frey, die Gesellschaft von Grospara ward 1777. und von Fernambuc 1780. aufgehoben.

13.

Bürgerliche, Kriegs- und Religionsverfassung von Brasilien.

Brasilien ist gegenwärtig in neun Provinzen getheilt, wovon jede ihren eigenen Befehlshaber hat. Obgleich diese insgesamt verpflichtet sind, sich nach den allgemeinen Verordnungen des Kaisers zu richten, so sind sie doch beinahe von ihm unabhängig, weil ein jeder seine Verwaltungsbefehle unmittelbar von Lissabon erhält, und auch dort von seinem Departement Rechnung ablegen muß. Sie werden nur auf drey Jahre ernannt, obgleich sie gewöhnlich länger bleiben. Das Gesetz verbietet ihnen, in der ihnen untergebenen Provinz zu heurathen, sich in irgend

irgend ein Handlungsgeschäft einzulassen, Geschenke anzunehmen, und für ihre Amtsverrichtungen Sporteln zu fordern; und seit einigen Jahren wird dies Gesetz ziemlich strenge beobachtet. Daher ist auch nichts seltner, als bey einer dieser Stellen sein Glück anzufangen oder zu machen. Derjenige, der sie freiwillig verläßt, muß wie der Zurückgerufene gewissen Commissarien, die das Mutterland ernennt, Rechenschaft von seinem Verhalten ablegen; und allen Bürgern wird ohne Unterschied erlaubt, Klagen wider ihn vorzubringen. Wenn er in seinem Amte stirbt, so übernehmen der Bischof, der älteste Officier in Kriegsdiensten und die erste Magistratsperson gemeinschaftlich die Regierung, bis zur Ankunft seines Nachfolgers.

Die Jurisprudenz in Brasilien ist völlig der portugiesischen gleich. Jeder Bezirk hat seinen Richter, von dem man an die höhern Gerichtshöfe zu Bahia und Rio Janeiro, und in wichtigen Angelegenheiten sogar nach Lissabon appelliren kann. Nur Groß Para und Maragnon sind den beiden brasilischen Hof- und Landgerichten nicht unterworfen, und ihre Processe werden gleich in der zweiten Instanz nach dem Hauptstaate gebracht. In Criminalsachen verfährt man etwas verschieden, der Richter von jedem Bezirk bestraft geringe Vergehen ohne Appellation,

tion, große Verbrechen gehören vor den Gouverneur nebst einigen Beisitzern, welche das Gesetz ernennt.

Ein besonderer Gerichtshof empfängt in jeder Provinz die Verlassenschaften, welche an Erben jenseit des Meeres fallen. Er behält fünf pro Cent statt Sporeln zurück, und überschickt das übrige nach Portugal an einen Ort, der dazu bestimmt ist. Der Fehler dieser sonst guten Einrichtung besteht darin, daß die Schuldner in Brasilien ihr Geld nur in Europa bekommen können.

Der Befehlshaber und vier Magistratspersonen verwalten die Finanzen jeder Provinz. Ein Bericht von ihrem Verfahren wird jedes Jahr nach der Schatzkammer des Hauptstaats geliefert, und dort sehr streng untersucht.

Es giebt keine Stadt, oder etwas ansehnlichen Flecken, die nicht einen Stadtrath hätten. Dieser muß die kleinen ihm anvertrauten Angelegenheiten besorgen, und unter der Aufsicht des Gouverneur die leichten Auflagen bestimmen, die der Ort zu seiner innern bürgerlichen Einrichtung nötig hat. Man hat den Gliedern dieses Rathes verschiedene Privilegia verstattet, unter andern, den Befehlshaber der Colonie vor dem Throne anzuklagen.

Das

Das Kriegswesen ist in Brasilien auf demselben Fuß eingerichtet als in Portugal und den andern Staaten von Europa. Die Truppen stehen unter jedem Gouverneur, der alle eröffneten Plätze bis zum Capitain vergiebt. Er hat gleiche Gewalt über die Landmiliz, die aus allen solchen Einwohnern besteht, die nicht Hidalgos oder von Adel sind, oder die keine öffentliche Bedienung haben; diese Miliz, welche sich selbst eine Uniform halten muß, wird nur im äußersten Nothfall im Innern des Landes zusammen berufen. Allein in Fernambuc, in Bahia, in Rio Janeiro werden sie jährlich einen Monat in den Waffen geübt, und während der Zeit vom Staate besoldet. Die Neger und Mulatten haben ihre eignen Fahnen, und machen ein besonderes Corps aus; die Brasilier aber dienen mit den Weißen zusammen. Gegenwärtig zählt man in der Colonie funfzehntausend achthundert neun und neunzig Mann reguläre Truppen, und ein und zwanzigtausend achthundert und funfzig Mann Landmiliz.

Obgleich der König als Großmeister des Christenordens in Brasilien allein den Genuß der geistlichen Zehnten hat, ob er gleich den Vortheil vom Verkauf der Kreuzbulle erhält, sind dennoch in diesem großen Landstrich der neuen Welt nach und nach sechs Bisthümer entstanden, die insgesamt unter

unter dem Erzbischof von Bahia stehen. Dieß Erzbisthum ward 1552. gestiftet. Die glücklichen Bischöfe, welche diese angesehenen Würde besitzen, sind beinahe sämtlich geborne Portugiesen, leben sehr bequem von den Vortheilen ihrer Amtsverrichtungen, und einer königlichen Pension von zwölftausend fünfshundert bis dreißigtausend Livres.

Unter den niedrigen Geistlichen werden nur die Missionarien, welche in den indischen Flecken angesetzt sind, von der Regierung besoldet. Die übrigen finden demungeachtet hinlängliche Hülfsmittel in dem Aberglauben des Volks, welches sie unterrichten, erbauen und trösten sollen. Außer einer jährlichen Abgabe, die jede Familie dem Priester entrichten muß, bekommt er für jede Taufe, jede Heurath und jedes Begräbniß zwei Livres. Das Gesetz, welches besteht, daß die geringen Leute nur die Hälfte, und die armen gar nichts bezahlen sollten, wird selten beobachtet. Und die gewöhnliche Habsucht der Geistlichen hat sie sogar verleitet, dieses schändliche Gehalt in den Gegenden der Bergwerke zu verdoppeln.

Man duldet in Bahia und Rio Janeiro einige Häuser zur Aufnahme alter Jungfern. Aber niemals ist es in Brasilien erlaubt worden, irg-

gend

gend ein Nonnenkloster zu stiften *). Den Mönchen ist es eher geglückt, denn sie haben zwei und zwanzig Häuser von verschiedenen Orden. Unter diesen gehören die beiden reichsten den Benediktinern, die eben so lächerlich als müßig sind. In dem Goldlande giebt es keine dieser unnützen Anstalten. Die Jesuiten hatten sich ihres Einflusses bey der Regierung bedient, um dem Gesetze zu entgehn, welches allen Ordensmönchen verbot, in diesen Gegenden zu wohnen. Und seit ihrer Verbannung ist keine Stiftung mächtig genug gewesen, um eine so außerordentliche Gnade zu erhalten.

Ohne eine eigentliche Inquisition zu haben, ist Brasilien doch nicht gegen alle Angriffe dieser barbarischen Erfindung sicher. Die Geistlichen der Colonie, welche dieses Tribunal zu seinen Agenten erwählt, haben alle seine blutgierigen Gefinnungen eingesogen. Ihr Fanaticismus hat sie zuweilen zu unglaublichen Ausschweifungen verleitet. Am mehresten rälzen die Juden ihre unbarmherzige Grausamkeit. Ihre Wuth in diesem

*) Daher pflegten vor Pombals Ministerium die Einwohner von Brasilien häufig ihre Töchter, unter dem Vorwand sie zu erziehen, in portugiesische Klöster zu schicken, die hernach dem Nonnenstand wählten, bis dies vom vorigen Könige untersagt ward.

diesem Stücke wurde von 1702. bis 1718. so weit getrieben, daß das Schrecken alle Gemüther ergrif, und viele Ländel unbebaut blieben.

Es giebt in Brasilien keine besondere Verordnungen in Ansehung der Sklaven, sie sollten also eigentlich nach dem gemeinen Gesetz gerichtet werden. Da der Herr sie ernähren muß, und die Gewohnheit, ihnen ein klein Stückchen Land zu geben, welches sie an Sonn- und Festtagen für ihren Nutzen bebauen können, ziemlich allgemein ist, so sind diejenigen, welche sparsam und fleißig sind, früher oder später im Stande ihre Freiheit zu erkaufen. Diese wird ihnen selten verweigert, und sie können solche sogar um den Preis, den die Verordnungen festsetzen *), fordern,

*) Wahrscheinlich hat Portugal in seinen Nebenländern eben die Sklaveneinrichtungen wie Spanien, und was der Verfasser von den Preisen anseht, um den die Sklaven von ihrem Herrn die Freiheit fordern können, ist vielleicht folgende spanische Verordnung. So oft ein Sklave im spanischen Indien erkaufte wird, muß der Preis desselben vor Gericht registriert werden. Sein Herr muß ihm von den wöchentlichen sechs Arbeitstagen einen ganz frey geben, so, daß der Neger nur eigentlich fünf Tage in der Woche für seinen Herrn arbeitet. Oft gewinnt ein fleißiger Neger an diesem ihm überlassenen Tage so viel, seine Freiheit zu erkaufen. Denn hat er so viel

bern, im Fall sie unterdrückt werden. Es ist wahrscheinlich aus diesem Grunde, daß man, ungeachtet der größten Leichtigkeit zu entkommen, keine geflüchteten Neger in dieser großen Strecke Landes sieht. Die wenigen, welche man bloß in dem Bergwerkslande findet, beschäftigen sich friedfertig in der Ferne, die Produkte, die sie zu ihrem Unterhalte brauchen, hervorzubringen.

Die Neger, welche ihre Freiheit erlangt haben, genießen gleich den Malatten, das Bürgerrecht: beide aber sind vom geistlichen Stande und den bürgerlichen Bedienungen ausgeschlossen. Sogar in Kriegsdiensten können sie nur in ihren eignen Bataillons Officierstellen bekommen. Die Weißen erlauben den Kindern von dieser Farbe selten ihren Namen zu führen; und die mehresten begnügen sich damit, eine unerlaubte Verbindung mit ihnen einzugehen. Diese Verbindung, welche die dortigen Sitten erlauben, ist in einem Lande, wo jeder sein Vermögen nach seiner

erworben, als ein fünfstel seines Einkaufspreises beträgt, so bezahlt er dies seinem Herrn, und dieser muß ihm einen zweiten Wochentag frey geben, so, daß der Herr nur vier Tage Arbeit von einem solchen Sklaven fordern kann; hat er erst zwey freie Tage für sich erlangt, so wird es ihm in der Folge der Zeit nicht schweben, mehrere Arbeitstage und seine Freiheit zu erkaufen.

v. Kllays commercial and political. p. 136.

seiner Laune vergeben kann, gar nicht von dem
 Ehestande verschieden.

14.

Von dem ehemaligen und gegenwärtigen Zu-
 stande der Indianer unter der Herrschaft der
 Portugiesen.

Der Zustand der Indier ist nicht immer gleich
 gewesen. Anfangs bemächtigte man sich ihrer,
 verkaufte sie auf öffentlichen Märkten, oder ließ
 sie als Sklaven in den Plantagen arbeiten.

1570. verbot Sebastian, daß man die Bra-
 silier zu Sklaven machen sollte, es sey denn, daß
 man sie in einem rechtmäßigen Kriege gefangen
 genommen hätte: dies Gesetz wurde aber wenig
 geachtet, weil die Portugiesen sich zu erniedrigen
 glaubten, wenn sie die Erde bearbeiteten, und
 nur wenige Arbeiter aus Afrika herüber gebracht
 wurden.

Das Edikt, welches Philipp der zweite
 1593. ausgehen ließ, worin er die Verordnun-
 gen Sebastians bestätigte, und sogar die Skla-
 veren der Gefangenen, welche dieser Fürst als
 Sklaven zu behandeln erlaubt hatte, auf zehn
 Jahre einschränkte, wurde nicht besser befolget.

Dieß Verordnungen von 1605. und 1609.
 erklärten die Indier aufs neue, ohne alle Aus-
 nahme

nahe für vollkommen fern. Und als Philip der dritte erfuhr, daß man seine Gesetze vernachlässigte, verordnete er 1611. schwere Strafen wider die Verbrecher. Aber zu diesem Zeitpunkt war die Colonie noch unter einer Municipal-Regierung, die mehresten ihrer Vorgesetzten waren selbst in Amerika geboren; und diese neuen Verordnungen wurden weniger geachtet als die alten.

Indessen widersetzten sich die Missionarien immer nachdrücklicher der Tyranney, mit der man ihre Neubefehrten unterdrückte. Der Hof zu Lissabon gab endlich 1627. ihren dringenden Bitten nach, und wiederholte aufs schärfste das Verbot, irgend einen Brasilier in der Sklaverey zu lassen. Der Geist der Unabhängigkeit, welcher sich jetzt in der ganzen Colonie äusserte, zeigte der wankenden Regierung, daß es nicht immer erlaubt ist, selbst das zu wollen was gerecht ist; und diese Befehle wurden acht Jahre nachher gemildert, indem man die Sklaverey solcher Leute erlaubte, die von einer Negermutter und einem indianischen Vater geboren waren, und von erkaufte Sklaven abstammten.

Um diese Zeit hatte man die Holländer aus diesem Theil der neuen Welt vertrieben. Die Schiffahrt nach der afrikanischen Küste, die wegen der blutigen Kriege mit dieser Republik unter-

unterbrochen wurde, ward jetzt wieder fortgesetzt. Die Neger wurden in Brasilien häufiger; ihr Dienst war den Portugiesen einträglicher als der der Eingebornen, die schwächer und weniger arbeitsam waren. Man ersetzte diejenigen nicht, welche umkamen, und nach und nach nahm diese Art der Dienstbarkeit ganz ab, ausgenommen zu St. Paul, am Maranhon und Amazonenflusse, wo man noch keine einträgliche Cultur hatte und die Portugiesen zu arm waren, um Sklaven zu kaufen. Die Gesetze, welche man 1680. 1713. und 1741. machte, um diese Ueberbleibsel von Barbarey auszurotten, waren fruchtlos *) und um 1755. wurden alle Brasilier wirklich frey.

Die

- *) Und mußten es seyn, indem unter gewissen Umständen die Sklaverey der Brasilier erlaubt blieb, die der Eigennutz immer vorwenden konnte. Denn nach der königlichen Verordnung von 1680. konnte man unter folgenden Umständen die Eingebornen zu Sklaven machen: 1) Wenn sie in einem öffentlichen gerechten Kriege gefangen wurden. 2) Wenn sie sich den Glaubenspredigern widersetzen. 3) Wenn man sie aus den Händen ihrer Feinde, vom Marterpfahl oder dem Scheiterhaufen befreite, wozu sie nach dem Kriebsrechte der Wilden verurtheilt waren. 4) Wenn sie von andern brasilischen Völkern im Kriege gefangen wurden. Vita di Pombal. T. I. p. 60.

Nachr. von Brasilien.



Die Regierung erklärte sie um diese Zeit zu Bürgern. Sie sollten diesen Titel auf dieselbe Art, als die Ueberwinder, führen. Dieselbe Bahn ward ihren Talenten eröffnet, und sie konnten dieselben Ehren erlangen. Eine Begebenheit, die so geschickt war gefühlvolle Herzen zu rühren, wurde kaum bemerkt. Man beschäftigt sich mit Vergnügungen, Krieg und politischen Neuigkeiten. Eine Revolution, die dem menschlichen Geschlecht vortheilhaft ist, entschlüpft beinahe immer der öffentlichen Aufmerksamkeit, sogar in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, dieses erleuchteten philosophischen Jahrhunderts. Man spricht vom Glück der Völker, und sieht es selten und fühlt es noch seltner.

Einige Personen, die mit mehr Aufmerksamkeit die interessanten Scenen beobachten, die hie und da auf dem Erdboden vorkommen, prophezeyen viel Gutes von dem neuen System. Sie schmeichelten sich, daß die Indier sich jetzt zum Ackerbau wenden, und dessen Produkte vervielfältigen würden; sie hofften, ihr Fleiß würde sie jetzt in den Stand setzen, sich unzählige vorher unbekante Bequemlichkeiten zu verschaffen; daß der Anblick ihres Wohlstandes den Wilden ihre Wälder verhaßt machen und sie zu einer friedfertigen Lebensart geneigt machen würde; ein gänzlichcs Vertrauen würde unvermerkt unter den Europäern und

und Indiern statt finden; sie würden nur ein Volk ausmachen, und der Lissabonner Hof so vorsichtig seyn, diese schöne Eintracht durch keine übel angebrachte Partheylichkeit zu stören.

Aber wie verschieden ist die Wirklichkeit von diesen süßen Erwartungen! In den Provinzen Pernambuco, Bahia, Rio Janeiro und Minas Geraes sind die Brasilier unter Portugiesen und Negern zerstreut, jedoch ohne ihren Charakter zu ändern, weil man sich keine Mühe gegeben hat, sie zu erleuchten; weil man nicht versucht hat, ihre natürliche Trägheit zu überwinden, ihnen keine Länder ausgetheilt und keinen Schritt gethan hat, um sie zur Nachahmung zu bewegen.

In Para, Maranhon, Matto Grosso, Goyas und St. Paul hat man die Indier in hundert und siebenzehn Flecken vertheilt. Jedem unter diesen steht ein Weißer vor. Dieser verordnet alle ihre Beschäftigungen, besorgt den Ackerbau, kauft und verkauft für die ganze Gemeinschaft und straft und belohnt. Er entrichtet dem Agenten der Schatzkammer den Zehnten der Gewächse des Erdbodens. Er ernennt diejenigen, die die Frohndienste thun müssen, mit welchen man sie drückt. Und diese Subalternen Vorsteher stehen wieder unter einem Haupt, das große Gewalt hat.

Diese Umstände haben verschiedene Meinungen veranlaßt. Man würde einen Schriftsteller,

der nie aus Europa gewesen, für sehr verwegend halten, wenn er es wagen sollte, zwischen zwey Parthien zu entscheiden, welche eine Erfahrung von drey Jahrhunderten nicht hat vereinigen können; dennoch erlaube man mir wenigstens zu sagen, daß einer der heldenmuthigen Männer, die je in Brasilien gelebt haben, mir hundertmal wiederholt hat, daß diejenigen unter den Indiern, deren Handlungen man in der portugiesischen Colonie ihrem eigenen Gutmuthen überläßt, unendlich mehr Fleiß und Geschicklichkeit besitzen, als die, so man unter einer beständigen Vormundschaft hält.

15.

Zustand des Gouvernements von Para.

Das Gouvernement von Para ist das nördlichste unter allen. Es begreift den Theil von Guiana, welcher den Portugiesen gehört; den Lauf des Amazonenflusses vom Zusammenflusse der Madeira und Marmoreflüsse an; und gegen Osten den Raum, welcher sich bis an den Fluß der Tocantins erstreckt. Es ist der unfruchtbarste und ungesundeste Strich Landes in diesen Gegenden.

Das diesem Gouvernement einverleibte portugiesische Guiana, liegt südwärts von dem Flusse Oapoc, bis an den Maranhon. Um 1688. ließen

ließen sie sich zuerst in diesen Gegenden nieder und
 erbauten am Flusse Aramary, südwärts vom Kap
 Nord (1 Gr. 51 Min. nordl. Breite) die Be-
 festung St. Anton, sie verließen sie aber 1691. we-
 gen einer Ueberschwemmung. Um eben die Zeit
 ihrer ersten Niederlassung besetzten sie auch das an
 der Mündung des Maranhon von den Franzosen
 verlassene und zerstörte Fort Macapa und seit dem
 bereiteten sie sich immer weiter längs dem nordli-
 chen Ufer des Maranhon bis an den schwarzen
 Fluß aus, und auf diesem Strom landeinwärts
 in Guiana unter den Wilden, die Spanien sowol
 als Frankreich zu ihrer Herrschaft rechneten. Por-
 tugal und Frankreich kamen auch während des
 spanischen Successionskrieges, wegen dieser Besiz-
 znehmung in Streitigkeiten, die endlich im Utrech-
 ter Frieden zum Vortheil der Portugiesen beige-
 legt wurden. Die französischen Friedensmacher
 kannten die Grenzen ihres Antheils von Guiana
 nicht, und traten den Portugiesen aus Unwissen-
 heit mehr Land ab, als diese je begehren oder in
 Anspruch nehmen konnten. Vor den Streitigkeiten
 hatte Portugal hier nur die Küste vom Kap Nord
 oder eigentlich vom Flusse Pinzon bis zur Mün-
 dung des Maranhon in Besitz genommen, allein
 im Utrechter Frieden ward ihnen die Küste nord-
 wärts des Pinzon zwei Grad weiter bis am Fluß
 Oyapoc abgetreten, oder das französische Gebiet
 zwischen dem Oyapoc und Pinzon überlassen, weil
 die

die Friedensmacher Onapoc und Pinzon für verschiedene Rahmen eines Flusses hielten. Frankreich hat nachher seinen Fehler wol eingesehen, aber Portugal seine Oberherrschaft bisher immer behauptet.

Die Hauptorte der Portugiesen liegen am nördlichen Ufer des Amazonenflusses, und sie haben von der Mündung desselben bis zum schwarzen Fluße die Festungen Paru, Pauris und Fort Negro, nebst vielen Missionen zwischen dem Trompeten und Periera Fluß, welche beide in dem Marañhon fallen, angelegt. Der schwarze Fluß, welcher dem Oronoco mit dem Marañhon vereinigt ward, ehemals von den Portugiesen stark wegen des Sklavenhandels befahren, die sie hier vor 1755, mit Erlaubnis des Hofes unter den oben angeführten Bedingungen haschen durften, und darüber zuweilen mit den Spaniern in Zwistigkeiten gerieten, die zwar jetzt durch den Traktat von Madras *) beigelegt worden, aber die Grenze ist, wie der zifste und zwölfte Artikel ergeben, doch noch nicht ganz berichtigt. Nach diesen dürfen sich die Portugiesen nicht weiter längs den nördlichen Ufern des Marañhon, als bis zur westlichsten Mündung des Japura, oder Yapura, der ebenfalls dem Oronoco mit dem Marañhon

*) S. oben S. 83. 84.

Maranhon verbindet, ausdehnen, und ihre Züge unter den Wilden Landeinwärts in Guiana, längst beiden Ufern des schwarzen Flusses, hinter den französischen Niederlassungen sollten ebenfalls durch Scheidegränzen eingeschränkt werden *).

In Guiana ist der Boden bloß in den Gegenden am schwarzen Flusse zum Ackerbau geschikt, auf dessen hohen Ufern man alle Lebensmittel ziehen könnte, welche die besten Colonien in America hervorbringen. Es wohnen aber nur Indianer in dem Lande, die sich beinahe einzig und allein mit dem Schildkrötenfange abgeben, und die man noch zu nichts mehr hat bringen können, als etwas Holz zu eingelegten Arbelten zu fällen. Dieser Fluß nimmt den Cayari auf, wo man 1749. eine Silbermine entdeckte, welche vermuthlich aus politischen Gründen niemals bearbeitet worden ist. An der nördlichen Seite sind die Ufer des Amazonenflusses beinahe ganz überschwemmt, und das wenige trockne Land, wird ganz von mancherley Insecten verzehrt.

Obgleich die südliche Seite des Amazonenflusses abwechselnd auch sumpfig ist, so ist das Erdreich doch gemeiniglich fester, und wird weniger

*) v. Hartfink Beschryving van Guiana, (of de wilde Kust in Zuid America. Vol. I. p. 198 etc.

ger vom Ungeziefer heimgesucht. Die zahlreichen großen Flüsse, welche sich in denselben ergießen, machen diese Gegenden noch geschickter zu allen Arten von Ackerbau, und doch giebt es hier noch keinen.

Die portugiesischen Seefahrer fiengen erst 1535. an, den Amazonenfluß zu beschiffen. Anres d'Acunha und seine Nachfolger litten beinahe alle Schiffbruch. Nur im Jahr 1615. legte Franciscus Salveira den Grund zu einer Stadt auf dessen Ufer, welche den Namen Belem erhielt. Die Regierung vergab 1663. das Land Macapa an Bento Maciel Parente, und etwas später schenkte sie dem Macedo die Insel Johannes; Aber diese beiden Schenkungen wurden nachher wieder mit der Krone vereinigt; erstere durch das Aussterben der Familie, die sie besessen hatte, und letztere durch einen Tausch.

Seit langer Zeit begnügten sich die Portugiesen damit, einige Ausfälle ins Land zu machen, um einige Brasilier zu fassen. Sie waren blos raublose verwogene Wilde, welche andere Wilde schwächer und furchtsamer als sie zu überwinden suchten. Diese unnützen Grausamkeiten dauerten schon ein ganzes Jahrhundert, als die Missionarien unternahmen, die herumwandernden Indianer zu civilisiren. Es ist ihnen gelungen, eine ziemliche Anzahl in acht und siebenzig Dörfer zu versammeln,

meln, doch ohne sie ganz best zu setzen. Denn nachdem diese Leute vier oder fünf Monate in der Trägheit und Unthätigkeit zugebracht haben, verlassen sie nach alter Gewohnheit ihre Häuser und Familien, um in den Wäldern die wilden Früchte zu sammeln, die sie mit geringer Mühe neben ihren Häusern bauen oder durch bessere ersetzten könnten. Das wenige, was sie von wildem Cacao, Vanille, Schildkröte, Brasilischen Zimmt, (Cravo), Sassaaparilla, Copalbabassam und an vegetabilischer Wolle auf diesen verderblichen und jährlich erneuerten Streifereien erhalten, wird nach Belém, dem Hauptort des Gouvernements, gebracht.

Diese Stadt, welche zwanzig Meilen von der See in einer Gegend steht, die dreizehn Fuß höher als die Oberfläche des Meeres ist, war lange Zeit bloß das Magazin der wilden Reichthümer, welche man aus dem Innern des Landes dahin brachte. Endlich haben doch die erkaufte Negern es so weit gebracht, daß jetzt in der Nachbarschaft etwas Baumwolle wächst, die im Lande selbst verarbeitet wird; etwas wenigens Zuckerrohr, aus dessen schlechten Saft man Brandwein bereitet; und zur Ausfuhr baut man Caffee, Reis und Cacao. Der Handel mit dem Rindvieh, welches auf der Insel weidete, war vormals noch ein Vortheil der Stadt Marajo. Jetzt giebt es aber dort kaum genug zu ihrem eigenen Gebrauch.

Vor

Vor dem Jahr 1755. kamen jährlich dreizehn oder vierzehn Schiffe von dem Mutterlande nach dieser Colonie. Seitdem sie aber ein betrüger oder beschöner Minister dem Monopolium unterwarf, kamen nicht mehr als vier oder fünf. Der Werth der Sachen, die sie ausführen, beläuft sich selten auf mehr als 600,000 Livres, und diese kleine Summe wird nur um ein geringes durch das Zimnerholz vergrößert, welches die Regierung aufkaufen und auf diesen Schiffen ausführen läßt.

Die Volksmenge der Colonie besteht in viertausend einhundert und acht und zwanzig Weissen, neuntausend neunhundert und neunzehn Negersklaven oder freyen Mulatten, und vier und dreißigtausend achthundert vier und vierzig Indiern.

Dieses Land, welches endlich 1778. von den Fesseln eines verderblichen ausschließenden Handels befreiet worden, wird jetzt unstrittig von seiner Freiheit Gebrauch machen. Der Hafen von Belem, Para genant, ein Mahme, den man auch zuweilen der Stadt glebt, ist nicht so schlecht als man gewöhnlich glaubt. Der Zugang zu demselben ist freilich beschwerlich. Verschiedene Strömungen, welche durch eine Menge kleiner Inseln verursacht werden, machen die Schifffahrt langsam und unsicher. Sobald die Schiffe
aber

aber an der Kehde angekommen sind, ankern sie in einem schlammichten Boden in vier, fünf auch sechs Faden Wasser. Der Canal, der zu dieser Kehde führt, wird aber immer flacher, und wenn das Wasser fortfährt, in demselben Erde anzusetzen, wie es schon seit einem Jahrhundert gethan hat, wird er bald unschiffbar werden.

16.

Zustand des Gouvernements von Maranhon.

Dieses Gouvernement wird gegen Norden durch den Tocantinfluß von Para getrennt; gegen Süden von Gajaz, durch den Theil der Coxilleras, den man Guacuragua nennt; und gegen Osten von Fernambuc durch das Gebürge Ipiapaba.

Diese Provinz sahen die Portugiesen zum erstenmale im Jahr 1535, und dies bey Gelegenheit eines Sturms, der sie hieher verschlug. Sie setzten sich hier nicht vor dem Jahr 1599. Die Franzosen bemächtigten sich 1612. derselben, und wurden drey Jahre nachher wieder vertrieben. Von 1641. bis 44. blieb sie unter dem Joch der Holländer, da die ersten Entdecker sie wieder im Besitz nahmen, und sie seit dem behalten haben.

Die ersten Europäer beschäftigten sich, Amara auf dem Ufer zu sammeln, welches die Indias

dianer zu ihrem Vergnügen auch thaten. Diese geringe Quelle des Verdiensts versiegte bald; und man sorgte nicht gehörig dafür, sie durch andte zu ersetzen. Die Niederlassung befand sich sehr lange in einem schlechten Zustande, bis man endlich entdeckte, daß die Baumwolle, die in dieser Gegend wächst, die beste in der neuen Welt ist. Die Cultur dieses Productes nimmt jetzt beständig zu, und seit einiger Zeit hat man noch den Reisbau hinzugefügt, ob er gleich schlechter als der orientalische, und selbst als der amerikanische ist. Man hat verschiedene Versuche gemacht, Selde zu ziehen, das Klima ist diesem Bau aber gänzlich zuwider. Mit dem Indigo scheint man glücklicher zu seyn. Und schon erhält man den besten Kocou in ganz Brasilien.

Der Ort der Colonie, welcher zuerst bevölkert wurde, ist die Insel St. Ludwig, welche sieben Meilen lang, vier breit und nur durch einen kleinen Fluß vom festen Lande getrennt ist. Es liegt eine Stadt von demselben Namen darauf, von welcher der ganze Handel geführt wird, obgleich die Kehde schlecht ist.

Es werden hier verschiedene Gewächse gebaut, die ansehnlichsten Pflanzungen aber sind auf dem festen Lande an den Flüssen Itapicore, Mom, Tiquara, Pindore und Meary.

In

In dem hintern Theile der Provinz und in demselben Gouvernement ist das Land, wo die Paulisten zuerst im Jahr 1571. hinkamen. Man fand grosse Schwierigkeiten, ehe man es unterjochen konnte, und auf der östlichen Seite ist es noch nicht ganz bezwungen. Das Erdreich ist sandigt und uneben, ob es gleich erstaunend hoch liegt. Die Einwohner beschäftigen sich mit der Viehzucht, und ziehen in dieser Gegend, die ganz mit Salpeter bedeckt ist, eine grosse Menge Pferde und Hornvieh, welches sie sehr vortheilhaft an die angrenzenden Länder verkaufen: die Schaafarten hier aus, wie in ganz Brasilien überhaupt, Coritiba ausgenommen. Unglücklicherweise verursacht die öftere Dürre und grosse Hitze, daß zuweilen ganze Heerden aussterben, wenn sie nicht zu rechter Zeit in entfernte Weiden getrieben werden.

Es giebt in diesen Gebürgen viel Schwefel, Alaun, Bitriol, Eisen, Bley und Antimonium, welches gar nicht tief liegt, demungeachtet hat man keine von diesen Minen bearbeitet. 1759. erlaubte man zwar die Silbermine, die man vor vier Jahren entdeckt hatte, zu erbsenen; der Hof widerrief diese Erlaubniß aber bald darauf, aus Ursachen, die uns unbekannt sind.

Dieses Gouvernement enthält 8993 Weiße, 17844 Neger und Mulatten, theils frey, theils
Gelas

Selben, 38937 Indianer zerstreut oder in zehn Dörfer versammelt. Die Ausfuhr ist bisher noch nicht so gewesen, als man sie bei einer so grossen Bevölkerung erwarten könnte: und beträgt selten mehr als 6 bis 700000 Livres. Sobald sie aber von dem Druck des Monopoliums befreit seyn werden, wird die Ausfuhr gewiß sehr beträchtlich seyn.

17.

Zustand des Gouvernements von Fernambuc.

Die Provinz, welche gleich nach Maranhon kommt und Fernambuc genannt wird, ist aus vier verschiedenen Ländern entstanden.

Das eigentliche Fernambuc, welches Eduard Goelho 1527. erhielt, wurde 1654. als eine Eroberung wieder mit der Krone vereinigt, nachdem man um diese Zeit die Holländer daraus vertrieben hatte.

Der Geschichtschreiber Barros bekam von Johann dem dritten den District von Paraiba, versäumte aber ihn zu bevölkern. Leute, die gar kein Recht dazu hatten, liessen sich daher 1569. dort nieder; und wurden 1597. von den Franzosen bezwungen, welche bald nachher auch dies Land räumen mußten. Philip der dritte ließ auf diesem königlichen Domainengute eine Stadt erbauen,

bauen, die jetzt den Namen *Nuestra Senhora de Neves* führt.

1654. ließ sich Emanuel Jordan das Eigenthumrecht über Rio Grande abtreten, welches man bis dahin vernachlässiget hatte. Dieser thätige Mann litte am Eingang des Hafens Schiffbruch, wodurch diese Länder dem Staate anheim fielen, und bald von einigen Privatleuten bebaut wurden.

Er ist unbekannt, um welche Zeit und an wen *Cambraca* veräußert wurde: Bald nach der Erhebung des Hauses *Braganza* zum Thron ward es wieder mit der Krone vereinigt.

Dieses schöne Gouvernement ist von dem Fluß *St. Franziskus* und einigen Zweigen der *Cordilleras* eingeschlossen. Auf den Küsten wächst etwas Baumwolle, und in den schönen wasserreichen Ebenen wird mehr und besserer Zucker gebauet als in irgend einem Bezirke von Brasilien. Auf den Gebürgen giebt es viel Hornvieh, mit deren Fellen statt gehandelt wird, und in dieser Provinz allein wächst das sogenannte *Brasilienholz*.

Der Baum, von dem man es erhält, ist den Botanikern wenig bekannt *). Man glaubt aber, daß er einige Aehnlichkeit mit dem *Antillischen*

*) Herr *Leiste* nennt ihn in seinen Anmerkungen zum *Cubena* S. 547. *Caesalpinia Brasilensis* floribus

sehen *Mahagonybaum* oder dem *Tara* in Peru habe. Die, welche ihn beschreiben, sagen, er sey sehr hoch, ästig, und mit einer braunen stachelichten Rinde bedeckt. Die Blätter bestehen aus einer Ribbe, an welcher vier oder sechs besondere Ribben sitzen, jede mit zwey Reihen kleinen grünen Blättern besetzt, welche glänzend und den Buchsbaumblättern ähnlich sind. Die Blumen, welche an den Spizen der Zweigen in Gestalt der Aehren wachsen, sind klein und wohlriechender als die Rosenblumen: sie haben einen Kelch mit fünf Abtheilungen, zehn Staubfäden und fünf Blätter, von welchen vier gelb und das fünfte von einer schönen rothen Farbe ist. Die Saamenkapsel ist eine länglichte, platte Hülse, mit Stacheln bedeckt, und enthält einige rothe Saamentörner.

Das Mark dieses Baums ist so dick, daß nur wenig Holz übrig bleibt, wenn man es abgelöst hat. Dieses Holz ist sehr gut zur Drechslerarbeit, und läßt sich sehr leicht poliren. Sein vornehmster Nutzen aber ist in der Roth Färberey, wo man mit der Hälfte so viel machen kann, als mit einer doppelten Quantität Campesche Holz. Auf dem dürrsten Boden und den steilsten Felsen kommt es am besten fort.

Dieser

Floribus decandris. Die Eingebornen nennen den Baum *Jbiri, pitanga.*

Dieser Holzhandel ist auch ein Monopol für die Königin von Portugal. Die ersten Unternehmer hatten sich anheischig gemacht, jährlich in die königlichen Magazine, wo es bei seiner Ankunft aus Brasilien aufbewahrt wird, dreißig tausend Centner, zu dreißig Livres den Centner, zu liefern. Die Erfahrung belehrte sie aber, daß in ganz Europa nicht so viel verbraucht würde; man nahm also nur zwanzig tausend Centner in der Folge, aber jeder Centner wurde mit 40 Livres bezahlt. So steht der Contract gegenwärtig, der in den Händen zweyer englischen Kaufleute ist, die in Portugal ansässig sind. Sie bezahlen 800,000 Livres für das Holz, das man ihnen liefert; verkaufen es in Lissabon selbst für eine Million; haben dabei 128,000 Livres Unkosten, und gewinnen folglich 92,000 Livres.

Man zählt in Fernambuk 19,665 Weiße; 39,132 Negern und Mulatten, 33,728 Indier. Es giebt vier Rheden die sehr gut für kleine Schiffe sind. Die von Recif, welche Olinda statt eines Hafens dient, kann auch größere beherbergen, aber sie ist weder sicher noch bequem.

Sechzig Meilen von der Küste ist die Insel Fernando de Noronha, welche zu Fernambuk gehört. Die Portugiesen, welche sie zuerst besetzten, versprochen sie bald. Weil aber der Hof von Lissabon vermuthete, daß die französische ostindische

Nachr. von Brasilien.

Q

dische

dische Handlungsgesellschaft sie in Besitz nehmen möchte, ließ er 1738. sieben starke Schanzen dar-
auf erbauen. Diese sind mit vortreflicher Artillerie und einer Garnison regulärer Truppen, die als
se sechs Monathe abgelöst wird, versehen. Es
sind keine andere Einwohner dort, als einige Ver-
bannte, eine geringe Anzahl sehr armer Negern,
und die Indianer, die zu den öffentlichen Arbeit-
en gebraucht werden. Obgleich das Erdreich
gut und tief ist, will doch dort nichts fortkom-
men, weil man zuzeiten in drei bis vier Jahren kei-
nen Regen hat. Vom Monath December an bis
in den April nähren sie sich alle von Schildkröten.
Um diese Zeit findet man sie nicht mehr, und die
Einwohner müssen sich bloß auf das verlassen, was
sie vom besten Lande bekommen. Es giebt auf
dieser Insel große Rheden, wo Schiffe von allen
Größen sicher anfern können, ausgenommen, wenn
ein Nord- oder Westwind weht.

18.

Zustand des Gouvernements von Bahia.

Dieses Gouvernement grenzt gegen Norden
an den Fluß S. Francisco: gegen Süden an den
Fluß Doce, und gegen Osten an den Fluß Preto,
einem Arm des grünen Flusses. Es besteht aus
der Hauptmanschaft Segerippe, deren Revolutio-
nen uns unbekant sind, aus der Hauptmanschaft

Isleos

Isleiro, welche vormals George von Figueiredo besaß, den die Amore erschlugen, wodurch es an die Krone zurückfiel; aus der Hauptmanschaft Porto Seguro, welche die Krone durch das Aussterben der Familie Tourinho auch wieder erhielt; und aus der Provinz Bahia, die nie ein Privateigenthum gewesen ist.

San Salvador, welches die Hauptstadt dieses Gouvernements ist, war es lange von ganz Brasilien. Man kommt durch die Bay aller Heiligen dahin, deren Mündung dritthalb Meilen breit ist. An jeder Seite liegt eine Festung, welche eher eine Landung als die Durchfahrt verhindern können. Diese Bay ist dreizehn bis vierzehn Meilen lang und voll kleiner Inseln mit Baum- und Wollstauden besetzt, welche einen sehr angenehmen Anblick geben. Das Innere der Bay ist schmal und vollkommen gegen alle Gefahren geschützt, und bildet einen Hafen, in dem sich die zahlreichsten Flotten sicher aufhalten können. Die Stadt welche den Hafen bestreicht, liegt an einer steilen abschüssigen Höhe.

Diese Stadt besteht aus zweitausend Häusern, mehrentheils prächtig gebauet. Das Hausgeräth ist desto reicher und kostbarer, da alle Kleiderpracht strenge verboten ist. Ein sehr altes Gesetz, welches oft gebrochen, und seit 1749. in der neuen wie in der alten Welt erneuert worden, verbie-

ten den Portugiesen Gold und Silber, Stoffen und Treffen zur Kleidung. Der Hang zur Pracht, welche die Geseze nicht ausrotten können, hat sich durch Kreuze, Medaillen und Rosenkränze von Diamanten prächtige Kennzeichen einer armen Religion zu entschädigen gesucht. Die Metalle, die man selbst nicht tragen kann, werden zum Puz der Hausneger und Sklaven verschwendet.

Da die Lage der Stadt den Gebrauch der Kutschen verbietet, haben die Reichen, immer darauf bedacht, sich von dem Pöbel zu unterscheiden, die Mode eingeführt, sich in baumwollenen Hangmatten tragen zu lassen. Wollüstig auf sammetten Kissen hingestreckt, mit seidenen Vorhängen umgeben, die sie nach Belieben auf- oder zuziehen können, lassen sich diese stolzen Müßiggänger freilich langsamer aber auch unendlich bequemer als in dem prächtigsten Wagen, von einem Ort zum andern bringen.

Die Weiber genießen diese Bequemlichkeit selten. Unter einem äusserst abergläubischen Volk erlaubt man ihnen dennoch kaum bei den größten Feyerlichkeiten, in einem langen Mantel verhüllt, in die Kirche zu gehen. Es wird keinem verstatet sie in ihren Häusern zu sehen. Dieser Zwang, die Folge einer rasenden Eifersucht, hindert sie dennoch nicht sich in Liebeshandel einzulassen, ob sie gleich sicher erwarten können, ermordet zu werden,

den, sollte der Mann nur den geringsten Verdacht gegen ihre Treue hegen. Aus einer besser überlegten Gelindigkeit als die unstige werden die Mädchen, die ohne Vorwissen ihrer Mütter oder selbst unter ihrem Schutz sich einem Liebhaber ergeben, mit weniger Strenge behandelt. Gelingt es dem Vater aber nicht, ihre Unehre durch eine Heirath zu bedecken, so überläßt er sie der schändlichen Nothwendigkeit, ein unordentliches Leben zu führen. So fetten sich alle Laster an dem Reichthum, hauptsächlich wenn er durch Blut und Mordthaten erworben, sich nicht durch Arbeit und Fleiß erhält.

Der Mangel an gesellschaftlichem Umgange, welchen die Trennung der beiden Geschlechter natürlich veranlaßt, ist nicht der einzige Umstand der in Bahia den Genuß und die Annehmlichkeit des Lebens verbittert. Die Heuchelei bey einigen, der Aberglaube bei andern; versteckter Geiz, und pralerischer Aufwand; die äußerste Weichlichkeit, welche in einem Clima wo alle Empfindungen heftig und schnell sind, an die äußerste Grausamkeit grenzt; das Mißtrauen, welches immer die Schwachheit begleitet; eine Trägheit, die den Sklaven die Sorge für alle Vergnügungen und Geschäfte überläßt: kurz, alle Laster, welche man einzeln und zusammen in den verderbtesten südlichen Ländern findet, machen den Charakter der Portugiesen in Bahia aus.

Dem:

Dennoch scheint das sittliche Verderben einigermaßen abzunehmen, seitdem die grobe Unwissenheit nicht mehr herrscht. Größere Kenntnisse, deren Mißbrauch zuweilen tugendhafte Völker verderben, können, wenn sie gleich eine verderbte Nation nicht ganz bessern, doch das Laster wenigstens seltner machen, einen Anstrich von Verfeinerung über das Verderben werfen, eine erheuchelte Redlichkeit und die Verachtung grober Fehlgriffe einführen.

Obgleich San Salvador aufgehört hat, die Hauptstadt von ganz Brasilien zu seyn, so ist diese Provinz doch noch immer die volkreichste des ganzen Landes. Man rechnet dort 39,783 Weiße, 49,693 Indianer, 68,094 Neger. Sie hat mit den andern Provinzen den Zucker- und Baumwollenbau, nebst einigen andern Produkten, gemein, und außerdem den Wallfischfang und Tobacksbau.

Der Wallfischfang ist schon sehr lange in Brasilien eingeführt. Alle Portugiesen aus der alten und neuen Welt, genoßen anfänglich ohne Unterschied das natürliche Recht, sich damit zu beschäftigen; aber schon seit langer Zeit ist dieses Recht einer ausschließenden Gesellschaft in Lissabon verpachtet, die aber ihre Zurechtungen in Bahia macht. Der jährliche Ertrag ist gegenwärtig 3530 Pipen Del, welches die Pipe zu 175 Rpres

vres 617,750 Livres beträgt; und 2090 Centner Fischbein, welches zu 150 Livres den Centner 318,500 Livres ausmacht. Diese beiden Summen zusammen machen 931,250 Livres. Die Monopolisten geben dem Staate 300,000 Livres, ihre Unkosten belaufen sich nicht höher als 268,750 Livres; und ihr Gewinn ist also 362,500 Livres.

Man wird sich entschließen müssen, entweder diesen wichtigen Handelszweig gänzlich aufzugeben, oder ihm unüberzüglich eine andere Richtung zu geben. Nur die unbeschränkteste Freiheit kann ihn gegen die Concurrenz der nordamerikanischen Seefahrer aufrecht erhalten, deren thätiger Fleiß sie schon bis in diese Seen, und sogar noch weiter geführt hat. Der Lissabonsche Hof sollte auch durch alle ersinnliche Mittel den Wallfischfang bei den Cap Verde und andern Inseln, die er so unnützer Weise an den brennenden Küsten von Afrika besetzt, zu befördern suchen.

Ob man gleich in den mehresten Provinzen von Brasilien etwas Toback gewinnt, so ist es eigentlich doch nur in Bahia ein wichtiger Zweig des Landbaues und des Handels. Er wird dort in einer Strecke von neunzig französischen Meilen gebäuet, und geräth vornehmlich gut in dem Distrikt Cathoeira. Dieses Gewächs bereicherte schon seit langer Zeit die Provinz, als die Auflagen, womit

womit der Toback bei der Ausfuhr belegt ward, den Preis solchergestalt erhöheten, daß die Käufer abnahmen. Die Fremden verlangten so wenig, daß im Jahr 1773. nur 28,000 Centner verschickt wurden. Im folgenden Jahr verminderte man die Auflagen, welche sich auf 27 Livres 12 Sous den Centner beliefen, und der Tobacksbau ward wieder blühend. Der Coloniste bekam jetzt 22 Liv. 16 Sous für den Centner, statt 12 Livres 10 Sous, die er vorher erhielt.

Es gehen jährlich von Brasilien 10,000 Centner Toback von einer schlechtern Gattung nach den afrikanischen Küsten, wovon zur Stelle 18 Livres der Centner kostet, und der den Colonisten 180,000 Livres einbringt. Nach Portugal werden jährlich 58,500 Centner eingeschifft, wovon man dort den Centner um 40 Livres verkauft. Dies beträgt 2,340,000 Livres, und beide Summen zusammen genommen 2,520,000 Livres.

Der Toback, welcher in der Hauptstadt ankommt, ist jedermann feil, er muß aber in die öffentlichen Magazine gebracht werden, wo er, der Schatzkammer ein Magazinrecht von dritthalb Sous für jeden Centner bezahlt. Aus diesen Waarenlagern nimmt man den Toback, den man für die Fremden entführen kann. Genuß bekommt den besten, Spanien gebraucht wie Portugal nur den von der zweiten Gattung.

Ham-

Hamburg begnügt sich mit dem schlechtesten. Von dieser letzten Art bekommen Frankreich und die andern Seefahrer auch etwas, die ihn zum Sklavenhandel gebrauchen.

Jeder Käufer wendet sich an welchen Kaufmann er will. Der Hof zu Madrid aber, der nur Rauchtobak kauft, bedient sich eines einzigen Agenten, dem er 9 Sous für das Pfund zahlt.

Portugal, Madeira und die Azoren, an welchen Orten die Krone den Alleinhandel des Tobaks besitzt, verbrauchen jährlich zum Rauchen nur 740,000 Pfund, dies beträgt, das Pfund zu 5 Livres gerechnet 3,500,000 Livres, und an Schnupftobak 528,000 Pf. welches zu 7 Livres 10 Sous das Pf. 3,960,000 Livres macht, zusammen 7,480,000 Livres. Hievon zieht das Gouvernement doch nur 5,481,250 Livres. Der Kauf der rohen Materie, die Unkosten der Zubereitung und der Profit der Pächter machen das übrige aus.

Der Schnupftobak, der in Afrika und Ostindien verbraucht wird, gehört mit zum Tobaksmopol, der Gewinn aber ist für die Königin. Sie bekommt 450,000 Livres für 150 Centner, die man jährlich nach diesen entfernten Gegenden schickt, ohne den Vortheil vom Verkauf des Pfeffers zu rechnen, den Goa dafür zurücksendet.

19. Zu-

Zustand des Gouvernements von Rio = Janeiro.

Das Gouvernement von Rio = Janeiro faßt beinahe die ganze Länge der Küste vom Fluß Dore bis nach Rio = Grande de St. Pedro in sich, und wird gegen das Innere des Landes nur von der ungeheuren Kette von Bergen begrenzt, die sich von Una bis Minas = Geraes erstreckt. Die ehemals Privatpersonen überlassenen, nachher aber mit der Krone wieder vereinigten Hauptmanschaften Espiritu Santo, Cabofrio und Süd Paraíba sind dazu geschlagen.

Der Goldbergbau war lange in einem schlechten Zustande in dieser schönen und grossen Provinz. Er nimmt aber jetzt beständig zu. Der Toback ist zwar dort nicht häufiger und besser geworden, als ehemals. Seit zehn Jahren aber vermehrt sich der Zuckerbau sehr, vornehmlich in den Ebenen von Guata = Catés. Zahlr. neuangelegte Pflanzungen von vortreflichen Indigo scheinen mehrere zu versprechen. Die letzten Schiffe haben eine grosse Menge Caffee mitgebracht. Die südlichen Distrikte der Colonie bis Rio = Grande liefern viele Häute, nebst etwas Wehl und gutes Salzfleisch. Es giebt hier vierzehn oder fünfzehn Arten von Farbholz, die man wahrscheinlich bald

bald benutzen, und vier oder fünf Harz- und Pecharten, die man doch endlich sammeln wird. Ungefehr vor zwanzig Jahren entdeckte man in Bahia zwei Pflanzen, die unter den Namen *Eucruata* und *Tocun* bekannt sind, und aus denen man Segel und Thauwerk verfertigen kann. Ein glücklicher Zufall hat in dem Gebiet von Rio-Janeiro eine Staude entdeckt, die zu diesem Behuf weit geschickter und sehr häufig ist. Zuweilen ist sie weiß, zuweilen gelb, und zuweilen violettblau. Die erste dieser Farben ist die beste.

Es fehlt hier nicht an Arbeitern, denn man zählt 46,271 Weiße, 32,126 Indianer, und 54,091 Neger.

Alle Produkte, die diese jährlich hervorbringen, schickt man nach Rio-Janeiro, vormalig nur der Hauptort dieser Provinz aber jetzt von ganz Brasilien, und die Residenz des Vizekönigs, welchen Titel aber Pombal hier sowohl, als in Goa 1772. in Stadthalter verwandelte. Der hiesige Hafen ist einer der allervortreflichsten, mit einer schmalen Mündung, die sich allmählig erweitert. Die größten Schiffe können vermittlest eines mäßigen Windes, der alle Tage vom Meer nach dem Lande zu, von zehn oder zwölf Uhr Vormittags bis gegen Abend weht, bequem einlaufen. Der Hafen ist groß und sicher, er hat einen

einen vortreflichen Ankergrund, und überall fünf bis sechs Faden Wasser.

Er wurde 1525. von Dias de Solis entdeckt. Einige französische Protestanten, die man in ihrem Vaterlande verfolgte, errichteten hier auf einer kleinen Insel im Jahr 1555. unter ihrem Anführer Villegagnon eine geringe Niederlassung. Sie bestand aus funfzehn oder zwanzig Hütten, aus Zweigen von Bäumen verfertigt und mit Gras gedeckt, völlig nach Art der Wilden des Landes. Einige schwache Bollwerke, die man errichtet hatte, um Canonen darauf zu stellen, brachten ihr den Namen Fort de Coligny zuwege. Es wurde drey Jahre nachher von Emanuel de Sa zerstört, welcher auf dem gegenüberliegenden festen Lande in einem fruchtbaren Boden, unter einem günstigen Himmelsstrich am Fuß einiger in Form eines Amphitheatere belegnen Berge den Grund zu einer Stadt legte; die in der Folge durch die Entdeckung verschiedener ansehnlichen Bergwerke in ihrer Nachbarschaft berühmt geworden ist.

Hier ist der grosse Niederlagsort für alle Reichtümer, die aus Brasilien nach Portugal gehen; und der Hafen, in welchem die zahlreichsten Flotten ankommen, die diesen Theil der neuen Welt mit Lebensmitteln versehen. Ausser dem Gelbe, welches dadurch hier in Umlauf kommt, haben hier

hier jährlich 3,000,000 Livres an Besoldungen und andern Regierungskosten, und noch weit mehr, wenn der portugiesische Hof für gut befindet, hier Kriegsschiffe bauen zu lassen.

Eine Stadt, wo der Handel in einem so blühenden Zustande ist, muß natürlich immer grösser und volkreicher werden. Die mehresten Bürger wohnen in Häusern von zwey Stockwerken aus Quadersteinen oder Ziegeln aufgeführt, mit schönen Dachsteinen gedeckt, und mit einem vergitterten Balkon geziert. Hier lassen sich die Frauenzimmer des Abends, entweder allein, oder von ihren Sklaven umringt, durch das Gitter sehen; und von demselben Orte werfen sie Blumen auf die Mannspersonen herab, die sie auszeichnen, oder zu einer genauern Verbindung anreizen wollen. Die Straßen sind breit und mehrentheils schnurgerade, und am Ende einer jeden findet man eine kleine Capelle, wo das Volk alle Abende, vor einem prächtig gekleideten Heiligen, in einer schön vergoldeten, erleuchteten, und mit dem allerdurchsichtigsten Glase versehenen Nische, Lieder absingt. Ausser einer grossen Wasserleitung, die das Wasser von den nahgelegenen Hügeln führt, und der Münze, giebt es keine ansehnlichen öffentlichen Gebäude. Die Kirchen sind alle dunkel, schwerfällig und mit Zierrathen in dem allerschlechtesten Geschmacke überhäuft.

Die

Die Sitten in Rio = Janeiro sind wie zu Bahia und im ganzen Lande, wo es Bergwerke giebt, sehr verdorben. Allenthalben dieselben Räuberereien, Betrügereien, ähnliche Rachsucht und Ausschweifungen; und immer ungestraft.

Man hat mit Recht gesagt, daß das Gold alle Arten von Reichthum vorstellt; und man könnte noch hinzufügen, auch das Glück, und das Unglück; beinahe alle Laster, und beinahe alle Tugenden, vermehrt und vermindert es. Denn welche gute oder schlechte Handlung kann man nicht mit Gold ausführen? Darf man sich also wundern, wenn die Menschen alles thun, um einen so wichtigen Gegenstand zu erlangen; und daß dieser, so bald sie ihn erlangt haben, die Quelle der gefährlichsten Mißbräuche wird, und daß dergleichen Mißbräuche sich in demselben Verhältnisse vervielfältigen, als man dieses kostbare, elende Metall häufiger und leichter erwerben kann.

Die Lage des Orts im 22 Grad, 20 Minuten südlicher Breite, entfernte ihn genug von der alten Welt, um ihn durch mittelmäßige Bestungswerke gegen Angriffe zu decken. Da aber die Versuchung ihn anzugreifen mit seinem wachsenden Reichthum steigen mußte, hielt man es für rathsam, die Bestung zu verstärken. Sie war schon sehr ansehnlich, als Dugay = Trouin sich ihrer

ihrer im Jahr 1711. mit einer Wertwegenheit und Geschicklichkeit bemächtigte, die seinen schon vorhin glorreichen Lebenslauf noch rühmlicher machte. Die neuen Befestigungen, die man zu denen damaligen nachher hinzugefügt hat, haben die Stadt nicht sicherer gemacht, weil sie noch von andern Seiten, wo man ohne grosse Mühe landen könnte, angegriffen werden kann. Wenn das Gold in Thürme von Erz durch eiserne Thüren dringt, so dringt das Eisen doch noch gewisser durch Thüren, welche Gold und Diamanten verwahren.

In dem Gouvernement Rio = Janeiro liegt auch die St. Catharinen Insel, welche neun französische Meilen in der Länge und zwei in der Breite hat, und vom besten Lande nur durch einen schmalen Canal getrennt ist. Obgleich sie nicht ganz niedrig liegt, so entdecken sie die Seefahrer doch nicht in der Ferne, weil die Berge auf dem nahegelegnen besten Lande sie mit ihren Schattten bedecken. Hier herrscht ein beständiger Frühling, die Luft ist an allen Orten sehr rein, ausgenommen an dem Hafen, wo einige Hügel den Umlauf der Luft verhindern und eine schädliche Feuchtigkeit unterhalten.

Gegen das Jahr 1654. verschenkte der portugiesische Hof die Insel St. Catharine an Franciskus Dias Velho auf dieselbe Art, als er die
Abria

übrigen Länder von Brasilien veräußert hatte. Dieser Hauptmann wurde von einem englischen Seeräuber umgebracht, und seine Insel wurde der Zufluchtsort einiger Landstreicher. Diese Abentheurer erkannten einigermaßen die Herrschaft Portugals; aber ohne dessen ausschließendes System anzunehmen. Sie nahmen ohne Unterschied die Schiffe von allen Nationen auf, die nach dem Südmeere oder Ostindien segelten, und überließen ihnen ihre Kinder, Früchte, Gartengewächse und andre Produkte gegen Waffen, Brandwein, Zucker und Kleider. Mit der Verachtung des Geldes verbanden sie die größte Gleichgültigkeit gegen alle Bequemlichkeiten des Lebens, welche ihnen die Natur nicht darbot, die selbst einem tugendhaften Volke Ehre gemacht haben würde.

Der Abschaum und Auswurf der gesitteten Gesellschaften kann zuweilen eine wohlgeordnete Verbindung gründen. Unfre ungerechten Gesetze, die ungleiche Austheilung der Glücksgüter, der Druck und das Elend der Armuth, der Uebermuth und die ungestraften Vergehen der Reichen, und der Mißbrauch der Gewalt, bringen viele Aufrührer, Verbrecher und Lasterhafte hervor, die unter andern Umständen eben so wenig straffällig, als ihre Richter, Vorgesetzten, und alle über sie erhabenen Stände gewesen wären. Versammelt also diese Unglücklichen, die eine oft übertriebene

Strens

Strenge aus ihrem Vaterlande verbannt hat; gebt ihnen einen muthigen, edlen, menschenfreundlichen und aufgeklärten Befehlshaber, und ihr werdet aus diesen Straßenräubern ein gutgesinntes, lenkbares und vernünftiges Volk machen.

Wenn sie ihre Bedürfnisse zum Kriege zwingen, werden sie bald Eroberer; und um sich selbst zu erheben und zu vergrößern, wenn gleich getreue Beobachter der Geseze untereinander, die Rechte anderer Völker verletzen, eben so handelten die Römer. Bleiben sie aus Mangel eines geschickten Führers dem zufälligen Lauf der Begebenheiten überlassen, so werden sie boshaft, rastlos, gierig, ohne Bestigkeit, in beständigem Zwiste, entweder unter sich selbst, oder mit ihren Nachbarn seyn. So waren die Paulisten. Sobald aber solche Leute sich leichter von den natürlichen Früchten der Erde, oder vom Ackerbau, oder dem Handel, als von Räubereien nähren können, werden sie die Tugenden ihrer Situation, und die sanftern Neigungen, welche das überlegte Interesse des Wohlstandes einflößet, annehmen. Durch das Glück und die Sicherheit eines ruhigen Lebens gesitteter gemacht, werden sie bey allen Menschen die Rechte ehren, die sie selbst genießen, und das überflüssige ihrer eigenen Produkte gegen die Waaren andrer Völker vertauschen. So gieng es den Flüchtlingen auf St. Catharina.

Rach. von Brasilien.

R

Sie

Sie lebten frey und selbstfertig auf ihrer Insel, als man gegen das Jahr 1738. für gut fand, ihnen eine ordentliche Verfassung zu geben, Truppen zu schicken, und ihre Rhede, die eine der besten in Amerika ist, mit Festungswerken zu versehen. Diese Vertheidigungsmittel waren die Ursache, daß sie 1778. von den Spaniern angegriffen worden, haben sie aber nicht gegen eine feindliche Landung schützen können. Seitdem der Frieden zwischen beiden Mächten sie wieder unter die Nothmählgkeit ihrer alten Herrn gebracht hat, haben sie sich auf den Cochenillebau gelegt, von dem sie sich große Vortheile versprechen. *)

20.

Zustand des Gouvernements von St. Paul.

Das Gouvernament St. Paul grenzt gegen Norden an den Fluß Capucachy und einige Berge;

*) Diese Insel ist sieben und zwanzig italienische Meilen lang, und 6 Meilen breit. Sie wird in drei Kirchspiele eingetheilt, zu dem einen wird etwas vom benachbarten festen Lande gerechnet. Die Hauptstadt heist Nostra Señora dt Neceßstad, oder St. Antonio, der Hafen Punta grosso, ist einer der besten in Amerika. Von dieser Insel aus wird für Rechnung des Königs ein ansehnliches

ge; gegen Süden an den Fluß Paragua und einige andere Berge, welche sich bis an den Ursprung des Igassu (Iguazu) erstrecken; gegen Westen an den Paraná, Rio Grande und den Todtenfluß; und gegen Osten an das Meer.

Die Stadt St. Paul liegt dreizehn Meilen von der See, in dem vortreflichsten Himmelsstrich, und in der Mitte einer Ebene, die den Produkten beider Welttheile gleich günstig ist. Sie wurde gegen das Jahr 1570: von den Missionätern, die Portugal nach Amerika schickte, erbauet. Sobald diese Bösewichte bemerkten, daß man sie einiger Ordnung unterwerfen wollte, verließen sie die Küsten, wo der Zufall sie hingeworfen hatte, und flüchteten an einen entfernten Ort, wo die Gesetze sie nicht erreichen konnten. Die Beschaffenheit des Orts, den eine kleine Anzahl Menschen, gegen eine größere Anzahl Truppen, als man gegen sie schicken konnte, im Stande war zu vertheidigen, nöthte ihnen den verwegnen Voratz ein, keinen andern Herrn zu leiden, und der Erfolg krönte ihren Ehrgeiz. Sie wurden bald durch mehrere Banditen und durch zahlreiche

K 2

Nach:

ansehnlicher Wallfischfang getrieben; man fängt jährlich im Julius und August zwischen 3 bis 400 Wallfische, und 300 Nogen werden bei der Thranbrennerei gebraucht.

Nachkommenschaft aus ihren Verbindungen mit den Weibern des Landes entsprungen, ersetzt und vermehrt. Der Eintritt in die neue Republik wurde, sagt man, allen Fremden aufs strengste verwehrt; um darin aufgenommen zu werden, mußte man die Absicht haben, sich dort niederzulassen. Die Candidaten waren sehr harten Prüfungen unterworfen, und diejenigen, welche diese Art von Probitat nicht aushalten konnten, oder der Verrätheren verdächtig wurden, brachte man ohne Mitleiden um, und dieß war auch das Schicksal derer, die geneigt schienen, die Gemeinschaft zu verlassen.

Alles schien die Paulisten einzuladen, in einer unthätigen wollüstigen Ruhe ihre Tage hinzubringen, aber eine gewisse Unstetigkeit, die muthigen Räubern eigen ist, das Verlangen zu herrschen, welches ganz nahe an die Unabhängigkeit grenzt; der Fortgang der Freiheit, der den Wunsch nach Ruhm einflößt, kurz, alle diese Bewegungsgründe vereinigt, gaben ihrer Neigung einen andern Schwung.

Sie durchstreiften das Innere von Brasilien von einem Ende zum andern. Wo sich ihnen die Eingebornen widersetzten, wurden sie getödtet; und den Feigen wurde die Sklaverei zu Theil. Viele verborgen sich in Wäldern oder Höhlen, um dem Schwert oder den Ketten zu entgehen. Es
ist

ist unmöglich, alle Verheerungen, Grausamkeiten und Versprechen zu erzählen, womit sich diese abscheulichen Menschen befaßten; indeffen bildeten sich mitten unter diesen Greueln, unter einer Municipalregierung, einige Völkerschaften, die man als die Pfanzschule aller Niederschaffungen ansehen kann, welche die Portugiesen jetzt im Lande besitzen. Diese kleinen Republiken, welche einigermaßen von der großen getrennt waren, wurden nach und nach durch Vorstellungen dahin gebracht, sich einer Gewalt zu unterwerfen, der sie sich nie ganz entzogen hatten. Und mit der Zeit kamen alle Paulisten unter die Herrschaft der Krone, auf dieselbe Art, als die übrigen Unterthanen. *)

Das

- *) Der Hauptort der sogenannten Paulisten hieß Piratininga, und bekam nachher dem Namen St. Paul. Sie nahmen wirklich Flüchtlinge aller Nationen, nebst spanischen und portugiesischen Ueberläufern auf. Sie breiteten ihre Streifereien bis an den Amazonasfluß aus, und in einem Zeitraum von hundert und dreißig Jahren sollen sie auf zwei Millionen von Eingebornen als Sklaven weggeschleppt, oder auf die oben S. 154. beschriebene Art nach ihren Wohnörtern gelockt haben. Weil sie auch die jesuitischen Missionen am Paraná und Uruguay beunruhigten, so erlaubte der spanische Hof den Neubekehrten den Gebrauch des Feuegewehrs gegen diese Feinde, und so wurden die Paulisten zufällig Ursache, daß die

Damals würde hier ein Gouvernement errichtet: man fügte noch die Hauptmannschaften St. Vincent und St. Amaro hinzu, welche 1553. die beiden Brüder Alphons und Pedro Lopez de Souza erhielten, und deren beide Hauptstädte von Seeräubern zerstört waren. Diese Einrichtung trennt die Provinz Rio Janeiro in sieben Theile, und der Grund davon ist nicht so leicht anzugeben.

Man rechnet in der Provinz St. Paul jetzt nur 11,093 Weiße, 32,126 Indianer, und 8987 Negern oder Mulatten. Sie schickt bloß ein wenig Baumwolle nach Europa, und ihr einheimischer Handel besteht bloß aus Mehl und gesalznenen Schwaaren, die nach Rio Janeiro gehen. Einige Erfahrungen beweisen, daß der Hanf und Flachs hier sehr gut fortkommen würden; und jedermann glaubt, es würde leicht und sehr vortheilhaft seyn, den Seidenbau hier einzuführen. Man könnte auch mit großem Gewinn einige reiche Zinn- und Eisenerzen bearbeiten, welche man

zwei

Die Jesuiten ihre bewaffneten, und auf europäisch disciplinirten Neubekehrten, Guaranis, und andere wilde Völker, nachher gegen Spanier und Portugiesen anführen konnten. v. Lettre du Pere, Jean Patrice Fernandez sur les Missions de la Province, de Paraguay. Lettres edifiantes; T. 9. p. 29.

zwischen den Flüssen Thete und Mogassu in den Cordilleras von Paraman Macaba, vier Meilen von Garacoba findet.

31.

Zustand der drey innern Provinzen, in welchen sich die Bergwerke befinden.

Die sechs Provinzen, von denen wir jetzt geredet haben, liegen alle an der Küste. Es giebt aber noch drey andre, welche sich von Westen nach Osten vom 319ten Grad westlicher Breite bis zum 334ten Grad erstrecken, und im Mittelpunkt von Brasilien die hohe Ebene einnehmen, wo alle die Flüsse, die sich in den Paraguan, Amazonenfluß und das Meer ergießen, entspringen. Es ist der allerhöchste Theil von dem portugiesischen Amerika, und mit Bergen, deren Richtung sehr verschieden ist, angefüllt. Man findet dort beinahe überall Gold, und daher nennt man es das Land der Bergwerke.

Das angesehenste dieser reichen Gouvernements ist unter dem Namen Minas Geraes bekannt. Es enthält 35,129 Weiße, 26075 Indianer, und 108,406 Sklaven. Die Hauptstadt ist Villa Rica.

Das

Das zweite Gouvernement ist Goiás, dessen Hauptort Villa : Boa ist, es enthält 8931 Weiße, 29622 Indianer, und 34104 Neger.

Das dritte Matto Grosso, hat nur den Flecken Villa-bella, und enthält noch nicht mehr als 2035 Weiße, 4335 Indianer, und 7351 Sklaven. Dieß ist der westlichste Theil der portugiesischen Besitzungen, und grenzt an die Chiquiten und Morosobölker, welche der Fleiß der Jesuiten den Spaniern unterworfen hat.

22.

Geschichte der Goldminen in Brasilien, und von der Art, sie zu bearbeiten.

Die Goldminen in diesem Theil der neuen Welt sind schon weit länger bekannt, als man gewöhnlich glaubt. Schon im Jahr 1577. entdeckten die Paulisten einige nahe am Berge Jaguara; aber der tragische Tod des Königs Sebastians veranlaßte, daß man bald eine Nachlese des Reichthums vergaß, aus der bisher weder der Staat noch die Bürger Vorthell geschöpft hatten.

Um 1588. entdeckte man mit eben so wenig Mühen neue Minen in dem Gebürge Jacobina, in dem Distrikt Rio das Velhas. Philipp der
zwei-

zweite, welcher entschlossen war, ein Volk durch das Elend in der spanischen Unterjochung zu erhalten, die es so ungeduldig ertrug, verbot sie zu bearbeiten; und als er 1603. es zu erlauben schien, war es doch mit dem Vorsatz, die Arbeit zu hintertreiben; und diese tyrannische Politik wurde von seinen feigen Nachfolgern angenommen. Die glückliche Revolution, welche 1640. Portugal von der Sklaverei befreite, veranlaßte lange und hartnäckige Kriege. Während derselben beschäftigte sich die Nation nur ihre Freiheit zu vertheidigen, und das Ministerium war bloß darauf bedacht, Hülfsmittel aufzusuchen, an denen es ihm beständig gebrach.

Man fieng nachher an die Wunden des Staats zu untersuchen und auf seine Besserung zu denken, als der Zufall einigen unternehmenden Männern im Jahr 1699. große Schätze in der Provinz Minas Geraes in die Hände warf. Diese Geschenke der freigebigen Natur wurden nicht länger verworfen; und drey Jahre nachher veranstaltete der Hof zu Lissabon die nöthigen Niederlassungen, um sie zu benutzen. Nach und nach hat man in diesem Gouvernement zu Sabara, Rio: das Mortes, Cachoeira, Paracatu, Do: Carmo, Rio: das Velhas, Rio: Doce, und Ouro Preto Gold gefunden, und es wird noch heut zu Tage dort gesammelt.

Die

Die Minen in Minas wurden erst 1726, entdeckt. Sie liegen in den Distrikten Sanfeliz, Meja-Ponta, O Janado, Morambo und Matibade.

1735, entdeckte man noch andre in der Provinz Matto Grosso, bey St. Vincent, Chapada, St. Anne, Guiba und Araes.

Ausser diesen dreyen Ländern, welche vorzugsweise die Bergwerksgenden genannt werden, bearbeitet man auch im Gouvernement Bahia die Minen zu Jacobina und Rio das Contas; und im Gouvernement St. Paul, die von Parnagu und Lybogy. Aber weder diese noch jene sind reich.

Das Ausgraben des Goldes in diesem Theil der neuen Welt kostet wenig Mühe und Gefahr. Zuweilen findet man es gleich auf der Oberfläche des Erdbodens, und dann ist es am reinsten; zuweilen muß man drey oder vier Klafter tief graben, aber selten weiter. Eine Schichte sandichter Erde, welche man im Lande Saibro nennet, ist den Bergleuten gewöhnlich ein Zeichen, daß es unnütz sey, weiter zu arbeiten. Obgleich sonst gemeinlich die fortlaufenden Adern, welche eine gewisse Richtung haben, die Reichsten sind, so hat man doch bemerkt, daß die Stellen deren Oberfläche am mehresten mit Cristallen bedeckt waren.

ren, den größten Ueberfluß an Gold haben. Man findet es in größeren Massen auf den Gebürgeten und felsichten unfruchtbaren Hügeln, als in den Thälern oder an den Ufern der Flüsse. Aber an jedem Ort, wo Gold gegraben wird, findet man es drei und zwanzig ein halb Carat schwer, es sey denn, daß es mit Schwefel, Silber, Eisen, oder Quecksilber vermischt wäre, dergleichen man nur in Sonas und Aracs findet.

Ein jeder, der eine Mine entdeckt, ist verbunden, sie der Regierung anzuzeigen. Die Ueber wird sodann von hiezu geschickten Leuten untersucht, und wenn sie von geringem Werthe befunden wird, dem Publikum überlassen. Ist sie aber reich, so behält sich die Regierung einen Antheil vor. Der Gouverneur bekommt auch einen, und der Intendant einen dritten; zwei Antheile werden dem Entdecker versichert; und das übrige wird unter die Bergleute des Distrikts nach der Zahl ihrer arbeitenden Sklaven, vertheilt. Die Streitigkeiten, welche aus dieser Art von Eigenthum entstehen können, gehören vor die Gerichtsbarkeit des Intendanten; Man kann aber von seinem Urtheil an das oberste Gericht zu Lissabon oder dem Rath für die Provinzen jenseit des Meers appelliren.

Die Bergleute sind verpflichtet, dem Könige den fünften Theil des Goldes, das sie durch ihre
mehr

mehr oder weniger glücklichen Bemühungen erhalten, zu liefern. Dieser fünfte Theil war vor-
mals sehr ansehnlich, und betrug jährlich von
1728. bis 1734. mehr als 9,000,000 Livres.
Seitdem hat es allmählig abgenommen. Der ge-
genwärtige ganze jährliche Ertrag der Goldbergs-
werke von Minas Geraes beläuft sich nur auf
18,750,000 Liv.; von Goias auf 4,687,500
Liv.; und von Matto Grosso auf 1,312,500 Liv.;
und von Bahia und St. Paul zusammenge-
nommen nur auf 1,561,500 Liv. Dieses macht in
allen 25,302,500 Livres, wovon die königliche
Schatzkammer 5,062,500 erhält. Von dem
Recht, das Gold zu münzen, fallen ihr 1,647,
500 Liv. zu, und noch zieht sie 393,000 Liv.
nemlich zwei pro Cent, die alles Gold im gan-
zen Handel für den Transport nach Portugal auf
königlichen Schiffen zahlen muß. Also be-
trägt die Regierung von 25,312,500 Livres, die die
Minen liefern, 7,103,000 Livres, und sie würde
noch etwas mehr erhalten, wenn nicht jährlich
ungefähr 600,000 Livres heimlich ausgeführt
würden, von welchen die beiden letztgenannten Auf-
lagen nicht entrichtet werden.

Man glaubt, daß alle Metalle die gewöhnlich
in Brasilien circuliren, sich nur auf 20,000,000
Livres belaufen.

Die

Die ersten politischen Schriftsteller, die ihr Augenmerk auf die Entdeckungen in diesem Theile des neuen Welttheils richteten, prophezeiten lange schon, daß der Werth des Gold und Silbers zueinander näher kommen würde. Die Erfahrung aller Länder und aller Zeiten hatte ihnen gezeigt, daß, ob man gleich immer mehrere Unzen Silber gegen eine Unze Gold rechnete, weil die Silberminen bisher häufiger gefunden wurden, als die Goldminen, das Verhältniß beider Metalle gegen einander dennoch nach ihrem beiderseitigen Mangel oder Ueberfluß wieder in jedem Lande verschieden war.

In Japan ist das Verhältniß des Goldes gegen Silber wie eins zu acht, in China wie eins zu zehn; in den andern Theilen von Indien wie eins zu elf, zwölf, dreizehn und vierzehn, nachdem sie weiter nach Westen liegen.

In Europa giebt es ähnliche Abweichungen. Im alten Griechenland war der Werth des Goldes wie eins zu dreizehn. Damals als der Ertrag aller Bergwerke in der bekannten Welt nach Rom, der Beherrscherin aller Reiche, geführt wurde, war das Verhältniß von eins zu zehn das gewöhnlichste. Unter Tiberius stieg es von eins zu dreizehn. In den Zeiten der Barbaren findet man unzählige Abweichungen und Veränderungen. Endlich als Colón die neue Welt entdeckte:

deckte, war das Verhältniß des Goldes gegen das Silber weniger als eins zu zwölf.

Die Menge dieser Metalle, die man von Mexico und Peru brachte, machte für nicht nur gemeiner, sondern es erhöhte auch noch den Werth des Goldes gegen das Silber, weil man letzteres häufiger in diesen Ländern fand. Spanien, welches damals der natürliche Richter des Verhältnisses war, setzte es wie eins zu sechzehn in seinen Münzen fest; und sein System ist mit einigen geringen Veränderungen in ganz Europa angenommen worden.

Und dieses System besteht noch, ohne daß man deswegen berechtigt sey, diejenigen zu tadeln, die seinen Untergang voraussagten. Wenn das Gold, seitdem man so viel aus Brasilien erhalten hat, im Handel nur wenig, und in der Münze gar nicht gefallen ist, so rührt dieß bloß von besondern Umständen her, und der Grundsatz bleibt nichts desto weniger richtig. Aus einer neuen Art von Luxus hat man seitdem viel Gold zu Juwelen, Verguldungen und verschiedenen Putzwerken verbraucht, zu denen sonst Silber genommen ward, daher hat das Gold weniger von seinem Werth verloren, als es ohne diese Veränderung in unserer Lebensart hätte verlieren müssen. Ebenderfelve Luxus hat nebst der gestiegenen Ausfuhr nach Ostindien, auch den Werth der Diamant

manten erhalten, obgleich sie häufiger geworren sind.

23.

Geschichte der Diamantenminen, die man in Brasilien entdeckt hat. Betrachtungen über die Beschaffenheit dieses Edelsteines.

Zu allen Zeiten haben die Menschen gerne ihre Reichthümer zur Schau gestellt: es sey nun, daß diese ursprünglich der Lohn der Tapferkeit, oder ein Zeichen der Gewalt gewesen; oder weil sie ihnen Achtung und Ansehn erwarben, welche eigentlich nur den Talenten oder der Tugend gebühren. Das Verlangen aller Augen auf sich zu ziehen, reizet den Menschen sich mit allem, was die Natur glänzendes und seltnes darbietet, zu schmücken. Gesittete und wilde Völker haben in diesem Stücke eine gleiche Eitelkeit. Von allen Dingen, die den Ueberfluß des Reichthums anzeigen, ist der Diamant das kostbarste. Es hat noch nie etwas gegeben, welches von so hohem Werth im Handel, oder eine so große Zierde in der Gesellschaft gewesen wäre. Unsere Weiber sind zuweilen ganz strahlend von diesem Pug, man sollte glauben, sie wünschten mehr für reich als schön gehalten zu werden. Denn sollte es Ihnen unbekannt seyn, daß ein schöner Hals, daß schön

ne Arme bloß unendlich reizender sind, als von Edelsteinen bedeckt; daß die Schwere ihrer Ohrgehänge ihre Ohren verunstaltet; daß der Glanz der Diamanten nur dazu dient, die Strahlen ihrer Augen zu verdunkeln; daß dieser kostbare Puz eher eine Satyre auf ihre Ehemänner oder Liebhaber als eine Erhöhung ihrer Reize ist; daß die medicische Venus nur mit einem einzigen Armbande gezieret ist; und daß derjenige, der an einem schönen Freudenzimmer nur den Werth ihres Schmuckes sieht, ein Mensch ohne Geschmack ist?

Man findet Diamanten von allen Farben und allen Farbenschattirungen. Es giebt einige von der Röthe des Rubins, der Pomeranzensfarbe, des Hyacinths, dem Blau des Saphir und dem Grün des Smaragden. Die von der letztern Farbe, wenn sie schön ist, sind die seltensten und theuersten. Nachher kommen die rosenfarbenen, blauen und gelben. Die halbrothen und schwärzlichen werden am wenigsten geschätzt. Die Durchsichtigkeit und Klarheit sind die natürlichen und wesentlichsten Eigenschaften des Diamanten. Die Kunst giebt ihm noch den Glanz und Wiederschein.

Der Diamant ist ein krySTALLisirter Stein, dessen Gestalt acht mehr oder weniger vollkommene Triangle (Octaedre) vorstellt. Seine Seiten bilden eine längliche oder zusammengedrückte

te Pyramide. Aber selten sind dessen körperliche Winkel so deutlich und scharf ausgedrückt, als man sie bei andern krySTALLisirten Steinen, vornemlich dem BergkrySTALL findet.

Deshwegen ist seine innere Crystallisation nicht weniger regelmäßig. Der ganze Stein besteht aus sehr dünnen Blätterchen, welche so dicht zusammengesetzt sind, daß sie eine ebene, glänzende Oberfläche selbst an der Stelle des Bruchs darstellen. Ungeachtet der genauesten Verbindung seiner krySTALLisirten Theile, kann man den Diamant doch nur mit äußerster Mühe schleifen, und man muß dabei auf die äußern Verbindungen der verschiedenen Blätterchen Acht haben; die Diamantschleifer vergleichen diese mit den in einem Ast oder andern Holzauswuchs zusammenlaufenden Holzfasern.

Der Diamant übertrifft alle andere Steine an Glanz, Feuer und Härte. Er ist überdem elektrischer, nimmt eine grössere Menge Licht an, wenn man ihn sanft beim Feuer reibt, oder eine Zeitlang den Sonnenstrahlen aussetzt, und behält dieses Licht so lange, als andre Körper, wenn man ihn wieder ins Dunkle trägt. Aus diesen wirklichen, und vielleicht einigen eingebildeten Eigenschaften, haben einige Naturforscher behauptet, der Diamant sey aus einem reinern Stoffe als andere Steine gebildet. Viele haben sogar ge-

Nachr. von Brasilien.

S

glaubt,

glaubt, er enthalte die ursprüngliche adamitische Erde, die so lange der Gegenstand so vieler mühsamen Nachforschungen und lächerlicher Speculationen gewesen ist.

Man glaubte vormals, daß der Diamant wegen seiner Härte, selbst im heftigsten Feuer unzerstörbar sey, und diese Meinung schien vollkommen gut gegründet, und doch war keine Analogie, welche man von andern quarzartigen, im Feuer unverändert bleibenden Steinen zog, je so unrichtig, als diese.

Vor den Jahren 1694. und 1695. hat man keinen Versuch gemacht, diesen Edelstein durch die Hitze zu schmelzen; bis um diese Zeit der berühmte Abt von Comenius zum Unterricht seines Zöglings Johann Gaston von Medicis, zuerst einen Diamant unter den Brennpunkt eines Brennsiegels brachte. Die berühmten Naturforscher der damaligen Zeit, welche bei diesem Versuch zugegen waren, sahen mit Erstaunen den Diamant in Dünsten verfliegen, und zuletzt ganz verschwinden; dahingegen ein Rubin der weniger hart als der Diamant ist, bloß weich ward, und einige andere weiche Steine viel weniger litten. Dieser sonderbare Versuch wurde mit immer gleichem Erfolge, bei verschiedenen andern Diamanten wiederholt. Die Heftigkeit des Feuers, das man aber hiezu gebrauchte, veranlaßte die Meinung, daß man
durch

durch kein ander Mittel zu diesem Zwecke gelangen konnte. Diese ersten Versuche blieben bis zur Regierung des Kaisers Franz des ersten unbekannt, der sie zu Wien wiederholte, und er verschiedene Diamanten nebst andern Edelsteinen dem heftigen Feuer eines Ofens aussetzte. Das Resultat bestätigte, daß der Diamant sich im Feuer sehr leicht auflösete, indessen einige andre Edelsteine selbst von der weichsten Art nur eine geringe Veränderung erfuhren.

So gut auch diese Facta bestätigt wären, so schienen sie doch so außerordentlich, und waren den angestammten Vorurtheilen so sehr zuwider, daß sie noch einmal gänzlich in die Vergessenheit geriethen. Sie wurden zwar in gleichzeitigen Schriften bekräftiget, blieben aber doch unbekannt, oder wurden von denen, die nicht Zeugen gewesen waren, geleugnet.

Endlich unternahm Herr Darcet in Frankreich 1768, den Diamant dem Porcellanfeuer auszusetzen. Nachdem er sich von der Zuverlässigkeit der in Deutschland gemachten Erfahrungen versichert hatte, theilte er solche der Akademie der Wissenschaften mit, und gab ihnen nachher mit den in Paris die möglichste Glaubwürdigkeit. Da dieser große Naturforscher seine Versuche seitdem vielfältig abgeändert hat, und andere nach ihm eben dasselbe wiederholt haben, so erhellet daraus

S 2

sehr

sehr deutlich, daß der Diamant ziemlich schnell im Feuer und in der offenen Luft versiegelt und brennt; und daß seine gänzliche Auflösung weit entfernt, den heftigen Grad des Feuers zu bedürfen, womit er anfangs angegriffen ward, kaum so viel Hitze bedarf, als nöthig ist, seines Silberflüssig zu erhalten.

Herr Darcet hat seitdem gezeigt, daß sich der Diamant nicht allein bei freyer Luft, sondern auch in Schmelztiegeln vom besten gebrannten Porcellan, hermetisch versiegelt, auflöst; man muß man sie in der Hitze der großen Glassöfen oder einem lange fortgesetzten starken Porcellanfeuer erhalten.

Die stärksten Auflösungsmittel, als die flüssigen alkalischen Salze, und die andern concentrirtesten Mineralien mit der Wirkung des Feuers verbunden, greiffen den Diamanten gar nicht an. Er entgeht ihren Wirkungen: er vermischet sich mit keinem Glase in der Vittrification; und leidet keine Verbindung mit irgend einem bisher bekannten Stoffe; und diese Eigenschaften besitzen gemeinschaftlich die Indianischen und Brasilianischen, die weißen, schwarzen und farbichten, die vorkommen und natürlichen Diamanten, die man nicht bearbeiten kann.

Dies ist der besondre Charakter dieses Stoffes bis jetzt der einzige in seiner Art, da er mit

dem äussern Ansehen andrer Steine, ihnen in feiner Natur in keinem Stücke gleicht, und bei der größten Härte der einzige in dieser Art ist, der durch ein so mächtiges Feuer aufgelöst werden kann. So spielt die Natur in allen ihren Reichen mit einer unzähligen Menge bewundernswürdiger Anomalien und ungewöhnlichen Abweichungen. Zuweilen scheint sie sich in der Kette der Wesen, an die Regel der unmerklichen Abweichungen zu binden; zuweilen hingegen vergift sie alle Ordnung, thut einen unerwarteten Sprung, läßt einen unermesslichen leeren Raum hinter sich, und macht zwey entfernte Linien, wo es unmöglich ist, den Zwischenraum auszufüllen. Auf diese Art genießen einige Gewächse schon einiger Vortheile des Thierreichs. Eben dieß ist der Fall mit dem Golde, dem Quecksilber und Schwefel, wenn man sie mit andern mineralischen und metallischen Substanzen vergleicht; und dieß ist selbst der Fall des Menschen, der alle Thiere so weit hinter sich läßt.

Es giebt sehr wenige Diamantenminen; bis zu diesen letztern Zeiten kannte man nur die in Ostindien; die allerälteste liegt am Flusse Gowel, welcher auf den Gebürgen entspringt, und sich in den Ganges verliert. Man nennt sie die Mine von Solempour, von dem Namen eines Fleckens, der nahe an dem Munde des Flusses erbauet ist,
wo

wo man die Diamanten findet. Aber diese Mine ist nicht reichhaltig, eben so wenig als die, so man in der Nähe des Succadan, welcher in der Insel Borneo fließt, bearbeitet. Die Kette von Gebürge, die sich vom Cap Comorin bis nach Bengalen erstreckt, liefert weit mehrere.

Das Erdreich, in welchem man die Diamanten findet, ist sehr verschieden. Einige dieser Minen sind sechs, acht bis zwölf Fuß tief in einem sandigen steinigten Erdreich. Man durchsucht andere in einem eisenartigen Boden, wo man die Diamanten auf fünfzig Faden tief findet. Aber überall ist dieser sonderbare Stein ganz abgesondert, und an keinem Felsen oder andern Boden befestiget. Er ist von allen Seiten mit einem dünnen etwas trüben Häutchen von derselben Natur als der Kern umgeben, dieses Häutchen ist gewöhnlich mit einer weichen Rinde bedeckt, die aus dem Sande oder der Erde besteht, die den Stein umgiebt.

Außer einigen wißbegierigen Reisenden giebt es keine Europäer, die die indostanischen Minen besuchen. Sie werden von den Eingebornen des Landes bearbeitet, welche die Diamanten an reiche Banianen liefern, die sie vormals nach Madras brachten, und seitdem man neue Heerstraßen angelegt hat, jetzt damit nach Calcutta gehen. Dieser ganze Handel ist schon seit langer Zeit in
die

die Hände einiger Engelländer gefallen, die für ihre eigene Rechnung handeln, denn die ostindische Compagnie ist in diesem Handel nicht interessiert. Sie vertheilen die Steine nach ihrem Gewicht und besondern Eigenschaften, in dazu bestimmte Beutel, die in London versiegelt verkauft werden. Wenn man die zehn letzten Jahre zusammenrechnet, so beträgt der Werth dieser jährlich nach England gehenden Diamanten 3,420,000 Liv. So viel wird in den Büchern der Compagnie eingetragen. Was nicht angegeben wird, der Auflage von zwey und drey viertel pro Cent zu entgehen, die man der indischen Gesellschaft bezahlen muß, kann man nicht genau bestimmen.

Unter diesen Diamanten fand sich einer von einer sehr regelmäßigen Figur, welcher ganz geschliffen 193 Carat wog. *) Er gehörte einem Armenier, der ihn der Kaiserin von Rußland nicht einmal für 2 Millionen fünfhunderttausend Livres, und eine Pension auf Lebenszeit von 25 tausend Livres überlassen wollte. Nachher fand sich kein Käufer wieder; und dieser Kaufmann schätzte sich glücklich, da Graf Orloff einige Zeit nachher dieß Anerbieten von zwey Millionen fünfhunderttausend Livres ohne Pension wiederholte, und 1772, nahm

*) Die Juweller theilen ein Pfund Troygewicht in 2400 Carat, und ein Loth in fünf und sechzig Carat. Ein Carat enthält vier Grän.

nahm Catharina an ihrem Geburtstage dieses kostbare Geschenk von den Händen ihres Günstlings an.

Man befürchtete mit Grunde, daß die Revolutionen, die Indostan so häufig erschüttern, zuletzt die Diamanten feltner machen würden. Aber eine Entdeckung, die man 1728. in Brasilien, auf den Ufern einiger Zweige des Flusses Das Carabelas, und zu Serro de Frio in der Provinz Minas Geraes, machte, zerstreuten diese Besorgnisse.

Einige Sklaven, die dort Gold suchen mußten, fanden kleine glänzende Steine darunter, welche sie nebst dem Sande und der Erde als unnütz verwarfen. Antonio Rodrigues Banha, argwöhnte ihren wahren Werth, und theilte seine Vermuthungen Pedro d'Almeida, dem Gouverneur der Provinz, mit. Einige dieser glänzenden Kieseln wurden nach dem lissabonischen Hofe gesandt, welcher 1730. seinen Gesandten d'Aunha in Holland auftrug, sie untersuchen zu lassen. Nach vielfältigen Versuchen erklärten die Kunstverständigen, daß es sehr schöne Diamanten wären.

Sogleich sammelten sie die Portugiesen mit solchem Fleiße, daß die Flotte von Rio-Janeira 1146 Unzen mitbrachte. Diese ungeheure Menge machte, daß ihr Preis sogleich um ein beträchtliches

liches fiel. Das Ministerium aber nahm so gute Maasregeln, daß sie bald wieder ihren vorigen Werth erlangten. Es überließ einigen reichen Privatpersonen das ausschließliche Recht, Diamanten zu suchen. Aber um selbst die Gewinn- sucht dieser Gesellschaft im Zaum zu halten, erlaubte man ihnen nur sechshundert Sklaven bei dieser Arbeit zu gebrauchen. Nachher durften sie diese Zahl nach ihrem Gutdünken vermehren, dagegen aber eine Abgabe von zehn Sous täglich für jeden Arbeiter entrichten.

Um der Gesellschaft dieses Privilegium zu versichern, wurden alle Goldbergwerke, die man in der Nachbarschaft bearbeitete, verschüttet; und diejenigen, die die Hoffnung ihres Glücks auf diesen oft betrüglichen Grund gebauet hatten, mußten ihr Heil anderswo versuchen. Den andern Bürgern wurde erlaubt, auf ihrem Erbtheil zu bleiben, daß Gesetz erkannte aber denen, die gegen die Rechte der Monopolisten handeln würden, schwere Strafen zu. Seitdem der König an die Stelle der Compagnie getreten ist, haben alle Colonisten die Freiheit, Diamanten suchen zu lassen, nur müssen sie solche den Agenten der Krone um einen bestimmten Preis überlassen, und ausserdem vom Werthe derselben zwanzig von hundert bezahlen.

Die

Die Diamanten, welche aus dem neuen Welttheile in den alten geschickt werden, sind in einem Kästchen mit drey Schlössern verwahrt, zu welchen die verschiedenen Mitglieder der Administration jeder einen besondern Schlüssel haben; und diese Schlüssel werden in einem andern Kästchen bewahrt, welche der Vicekönig versiegeln muß. Zur Zeit des ausschließlichen Monopolums wurde dieser kostbare Schatz bei seiner Ankunft in Europa der Regierung anvertraut, welche sich nach einer bestimmten Tage die äusserst seltenen Diamanten über 20 Carat vorbehielt, und zum Besten der Compagnie einem oder mehreren Contrahenten jährlich 40,000 Carat auslieferte, um einen Preis der gelegentlich verändert ward. Man war dahin übereingekommen, auf der einen Seite diese Quantität zu nehmen, und auf der andern nicht mehr zu vertheilen; und so verschieden auch der Ertrag der Minen zu verschiedenen Zeiten gewesen ist, hat man doch immer treulich diesen Contract beobachtet.

Jetzt verhandelt der Hof jährlich sechzig tausend Carat an Diamanten. Ein einziger Kaufmann kauft sie alle, und zahlt dafür 3,120,000 Liv. den Carat zu 25 Liv. Wenn der Schleichhandel, wie sehr wohl unterrichtete Personen glauben, den zehnten Theil beträgt, muß man zu der angeführten Summe jährlich noch
etwa

etwa 312,000 Livres rechnen. Hieraus folgt; daß der Ertrag dieser Minen, die man für so unschätzbar ausgegeben, sich nur auf 3,432,000 Liv. jährlich beläuft. England und Holland kaufen diese rohen Diamanten, und überlassen sie nachher mehr oder weniger geschliffen an andere Nationen.

Die Diamanten in Brasilien werden nicht in einem ordentlichen Steinbruch gefunden, sondern die mehresten sind in den Flüssen zerstreut, die man zuweilen zum Besten der Demantsammler ableiten muß. Ob sie hier gebildet werden, oder ob sie das Wasser, das sich dorthin stürzt, hingeführt hat, kann man noch nicht entscheiden. Doch ist wahrscheinlicher, daß sie die Ströme von den Bergen und Felsen losgespült und hieher geführt haben, weil man zur Regenzeit und nach heftigen Stürmen sie in größerer Anzahl findet.

In beiden Indien findet man die Diamantminen in geringer Entfernung von der Linie; einige in den ersten Graden nördlicher Breite, und andere in den gleich entfernten Graden südlicher Breite. Die Rinde, welche die rohen Diamanten in Brasilien umgiebt, ist dicker, als in Indostan; und es ist leicht oder wenigstens möglich, sie unter dieser Gestalt zu unterscheiden. Wenn sie aber einmal geschliffen sind, so können die geschicktesten Juwelierer sich in diesem Stücke irren. Da-
her

her ist auch ihr Werth im Handel völlig gleich. Die Gleichheit erstreckt sich aber bloß auf die kleinen Diamanten. Denn die amerikanischen, welche über vier oder fünf Carat haben, haben gewöhnlich Unvollkommenheiten; die man selten bei den asiatischen trifft; und alsdenn ist der Unterschied des Preises unendlich groß. Einige Künstler gestehen auch den letztern grössere Härte und mehr Glanz zu, als den erstern. Diese Meinung ist aber nicht durchgängig angenommen.

In dem Gold- und Diamantenlande findet man auch Amethysten, sehr unvollkommene Topasen, und schöne Chrysoliten. Diese Steine sind nie mit im Monopolio begriffen worden; und diejenigen, welche sie entdecken, können sie nach ihrem Gutdünken verkaufen. Dennoch beträgt ihre jährliche Ausfuhr nicht mehr als 150,000 Liv. und die Regierung bekömmt als Abgabe nur ein pro Cent oder 1500 Livres.

Diese reichen Gegenden enthalten auch Eisen, Schwefel, Antimonium, Zinn, Blei und Quecksilber, welches man auch in einigen andern Provinzen von Brasilien findet, ohne daß man noch daran gedacht hätte, sie zu bearbeiten. Die Natur scheint dieser ungeheuren fruchtbaren Strecke des neuen Welttheils nur das Kupfer versagt zu haben.

Gegenwärtiger Zustand von Brasilien.

Diese wichtige Colonie ist den Portugiesen auf verschiedene Art nützlich gewesen. Bisher scheint die Vermehrung der königlichen Einkünfte durch Brasilien die Art des Vortheils zu seyn, welche die bisherige Regierung am eifrigsten beschäftigt hat. Die Fracht der Metalle, welche den königlichen Schiffen vorbehalten ist, der ausschließliche Diamantenhandel, der ausschließliche Verkauf einer grossen Menge Waaren, und die gehäuften Zölle; dieß sind die Quellen des Reichthums, den eine unersättliche Regierung in Europa von dem Besiz dieses Landes zieht.

In Amerika aber hat man die Unterdrückung noch viel weiter getrieben. Man fordert dort den Fünftel des Goldes und der Diamanten, welcher bis auf sieben Millionen beträgt. Man fordert den Zehnten aller Produkte, welche Auflage, ob sie gleich mit grosser Gelindigkeit eingetrieben wird, und jedes Kirchspiel zu einer gewissen bestimmten Summe angeschlagen ist, sich dennoch auf 2,873,000 Liv. beläuft. Eine andere Auflage wird von den Sklaven gehoben, die 1,075,650 einbringt; noch eine zur Wiedererbauung von Bissabon, und für die öffentlichen Schulen, die 385,000 Livres ausmacht. Die niedern Gerichtshöfe leisten

153,000 Liv. alles was ein und ausgeführt wird, giebt zehn pro Cent oder ungefähr 4,882,000 Liv. Man fordert 1,124,000 für die Erlaubniß, die Waaren und Getränke, die in den Häfen ankommen, ins Innere des Landes gehen zu lassen. Außerdem hat sich die Regierung noch die Monopolia des Salzes, der Seife, des Quecksilbers, des Brandweins und der Spielfarten vorbehalten, welche sie um 710,320 Livres verpachtet.

Ungeachtet so vieler Auflagen, welche der Krone jährlich 18,073,970 Liv. einbringen, hat die dortige Regierung dennoch Schulden in Brasilien gemacht. Der Provinz Para ist sie 713,000 Liv. schuldig; St. Paul und Matto Grosso 517,600 Liv. und Rio Janeiro 10,100,000 Liv. in allen 11,340,600 Livres. In den ersten dieser Souverainements ist die Schuld durch die neuerliche Errichtung einiger mehr oder weniger nothwendigen Befestigungen entstanden; und in dem letzten durch den Krieg, den man 1750. gegen die Guaranis, und ferner gegen Spanien führen mußten.

Auf der andern Seite war Brasilien im Jahr 1774. den Kaufleuten des Mutterlandes 15,165,980 Liv. schuldig. Wenigstens war dieß die Meinung eines Mannes, der genauer als irgend ein

ein andrer den Zustand dieser großen Colonie gekannt hat.

17.

Auswärtige Verbindungen von Brasilien.

Die Colonie stand sonst mit verschiedenen Ländern in Handelsverbindungen. Vormalß pflegten die Schiffe, die von Ostindien zurückkamen, ehe sie nach Portugal segelten, hier einzulaufen, und einen Theil ihrer Ladung zu verhandeln. Dieser Handel ist aber in neueren Zeiten aus unerkannten Gründen aufgehoben worden.

Die brasilischen Seefahrer besuchen jetzt häufiger, als je, die westliche Küste von Afrika, von den Cap-Verd-Inseln, bis nach Angola; und von Rio Janeiro aus haben einige neuerlich auch die östliche Küste besucht. Zu diesen Reisen werden Schiffe gebraucht, die in der Colonie selbst erbauet werden, und zwischen sechzig und 140 Tonnen halten; der größte Theil oder oft das ganze Schiffsvolk besteht aus Negern und Mulatten. Alle diese großen Anstalten werden zur Bearbeitung der Minen und Bebauung der Ländereien gemacht; und wir haben sehr glaubwürdige Listen vor Augen, welche beweisen, daß man in den letzten acht Jahren jährlich sechzehn tausend drey hundert und drey Sklaven diesem unglücklichen

den Hände entrißen hat. Diese haben, jeder zu 312 Liv. eins ins andre gerechnet, die Summe von 5,161,536 Liv. gekostet, welche mit Geld, Toback, Rum, baumwollenen in Brasilien verfertigten Zeugen; kleinen Glaswaaren, Spiegeln, rothen Mützen, Bändern und allerhand kleinen europäischen Kupfer- und Eisenwaaren, bezahlt worden sind.

Die Verbindungen der Colonie mit den portugiesischen Inseln haben einen andern Zweck. Madeira schickt ihr alle Jahre auf acht oder neun kleinen Fahrzeugen für 1,400,000 Liv. Wein, Weinessig und Brandtwein. Von den Azoren erhält sie auf vier oder fünf Schiffen für 610,000 Liv. eben dasselbe Getränk, nebst Leinwand, Salz, Fleisch und Mehl. Die Agenten dieses Handels nehmen dagegen diejenigen brasilischen Produkte, welche das Mutterland sich nicht ausschließlich vorbehalten hat. Diese verschiedenen Handelszweige zusammen nehmen doch nur für 2,271,000 Liv. von den Produkten der Colonie.

Betrachte alle Reichthümer dieses großen Landes gehen nach Portugal. Von 1770. bis 1775. betrugen sie jährlich 56,949,290 Liv. Außer Gold, und Diamanten; erhielt Portugal von hies 443,000 Centner Zucker; 58,000 Centner Toback; 4,500 Centner Baumwolle; 20,000 Centner Zedeholz; 14,425 Säute; und andre weniger

niger beträchtliche Gegenstände machten diese ungeheure Summe aus.

Seit dieser Zeit ist diese Summe wohl nicht immer gleich geblieben, die Abweichungen sind uns aber nicht genug bekannt. So viel ist zuverlässig, daß das Mutterland seitdem von Rio-Janeiro etwas mehr Caffee, etwas mehr Indigo, und tausend Centner mehr Zucker als zuvor erhalten hat. Es ist eben so zuverlässig, daß Para und Maragnon nach Portugal alle Jahr 321 Centner Reis, und 192 Centner Baumwolle, mehr als zuvor ausgeschifft haben. Auch ist es gewiß, daß alle Jahr 4000 Häute weniger, und 965,000 Livres an Golde weniger versandt worden sind.

Die Colonie wird für ihre Ausfuhr mit europäischen Waaren bezahlt, die ursprünglich nicht mehr als funfzehn bis sechszehn Millionen gekostet haben. Die Rechte, welche der König davon zieht, verschiedene Monopolen, die übermäßigen Auflagen, die Kostbarkeit der Fracht und der Gewinn der Kaufleute nehmen das übrige weg.

Portugal lieferte vormals aus seinen eignen Mitteln der Colonie nur einige Getränke. Seitdem aber der Geist der Industrie in seinen Provinzen einigermaßen erwacht ist, liefert es die Hälfte aller Bedürfnisse, die in dem Theile der neuen Welt verbraucht werden.

Nachr. von Brasilien.

I

Mit

Mit zwey Dritteln der brasilischen Produkte, die man den Auswärtigen überläßt, mit dem Golde und den Diamanten, die aus diesen Ländern kommen; mit dem Werth der Wolle, dem Salz und den Früchten des Mutterlandes selbst; bezahlt Portugal für sechzig Millionen Baaren, die es jährlich von fremden Ländern nimt. Der Antheil, den verschiedene Nationen an diesem Handel mit Portugal gehabt haben, ist sehr abwechselnd gewesen. Gegenwärtig besitzt Engelland vierzehn Theile, Italien acht, Holland sieben, Hamburg sechs, Frankreich fünf, Schweden vier, Dännemark vier, Spanien zwey, und Rußland nur etwa einen Theil. Vielleicht kann der directe Handel, den die Weinhandelscompagnie von Porto mit Rußland 1781. angefangen und wirklich schon zwölf Schiffe mit einheimischen Producten dahin befrachtet hat, hierin bald eine groffe Veränderung machen.

teilen der brasilischen Producte,
fertigen überläßt, mit dem Gol-
den, die aus diesen Ländern
Berth der Welle, dem Salz
Wutterlandes selbst; be-
zieht Millionen Baaren, die
Ländern nimm. Der Aus-
Nationen an diesem Aus-
haben, ist sehr abnehmend.
wärtig besitzt England
acht, Holland sieben,
fünf, Schweden vier,
zwei, und Rußland
nicht kann der directe
Compagnie von Por-
tugalen und wirklich
nischen Producten
eine große Ver-

